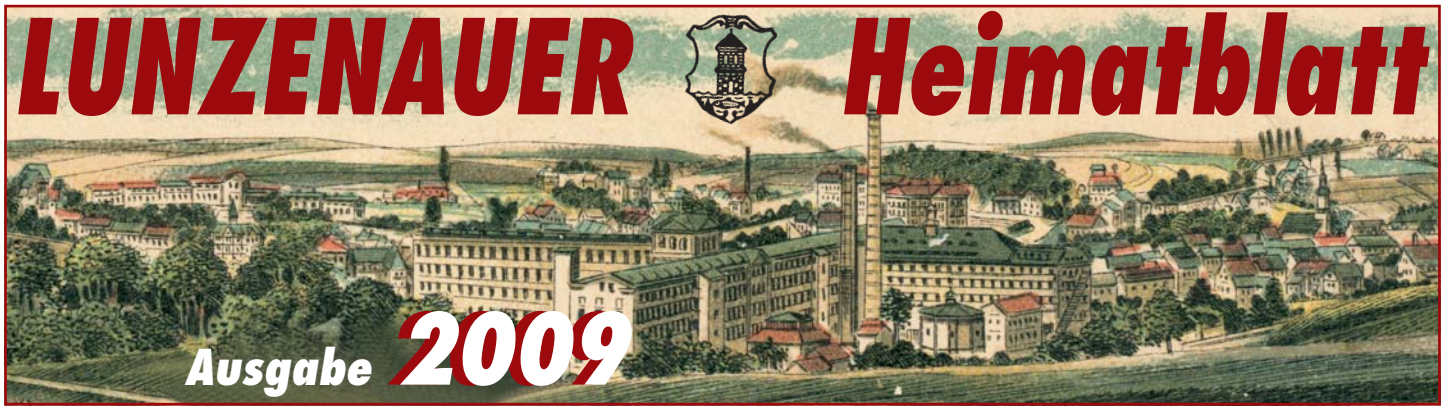
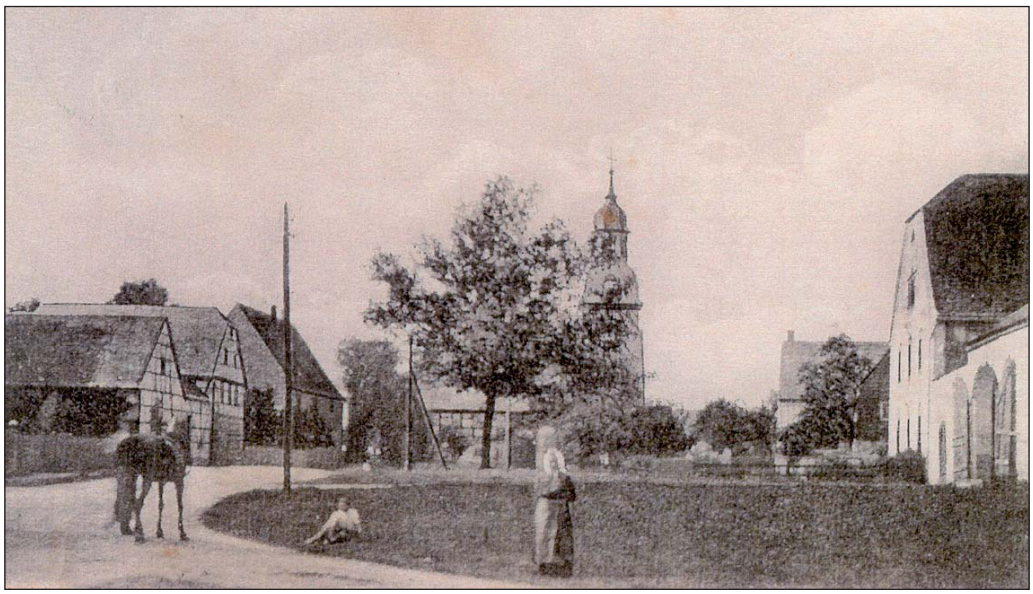


GESTERN & HEUTE • Beilage im Amtsblatt der Stadt Lunzenau • an alle Haushalte

Hohenkirchen um 1914



Liebe Heimatfreunde in nah und fern,

DANKESCHÖN!

Auch in diesem Jahr können wir Ihnen wieder ein interessantes Heimatblatt präsentieren.
Im 7. Jahr des Erscheinens bietet das Heft wieder zahlreiche interessante Beiträge in Wort und Bild, welche unsere Autoren den Leserinnen und Lesern bieten. Dafür, wie immer, einen herzlichen Dank und machen Sie weiter so, denn es gibt sicher noch viele Dinge, über die auch in den nächsten Ausgaben berichtet werden sollte.
Zum Glück sind wir durch Ihre bisherige Spendenbereitschaft in der Lage, dieses Heimatblatt 2009 mit eingegangenen Spendenmitteln zu finanzieren.

Unsere „Gönner" im Jahr 2009:

Wolfgang Bönitz
Renate und Karli Fischer
Margarete und Heinz Richter
Friedrun und Wilfried Köhn
Gerd Robbe
Dietrich Lindner
Erhard Zschage
Ida Hofmann
Gertraude Baschand
Ingeborg Kopmann
Liselotte Ernst
Karin und Klaus Scheubner
Inge und Jürgen Scholz
Gerhard Hofmann
Christa Jänichen
Inge Milkau
Roland Demmler
Karin Reinhard
Herbert Bönitz
Gerd Hortenbach
Manfred Schuricht
Ursula Bauer
Karin Schlimper
Carl Schenk

Unsere Spender in den USA:

Jutta Miller (North Carolina/USA)
Celia und Dieter Wiesemann (Idaho/USA)

Wenn Sie auch im nächsten Jahr wieder auf das Heimatblatt 2010 Wert legen, bitten wir Sie, in Ihrer Spendenbereitschaft nicht nachzulassen und danken Ihnen herzlich dafür. Unsere Konto-Nr: 3120000433, Bankleitzahl 87051000 Sparkasse Lunzenau -Verwendungszweck Heimatblatt. Spender werden wir auch wieder im nächsten Heft gern beim Namen nennen.

Sollten Sie weitere Exemplare wünschen, vielleicht um diese zu verschenken, so teilen Sie uns das bitte mit.

Danke auch unserer Ortschronistin Karin Mehner, die auch in diesem Jahr wieder als „Schnittstelle" für das Heimatblatt wirkte.

Liebe Leserinnen und Leser des diesjährigen Heimatblattes,

Sie halten nunmehr die 7. Auflage des Heimatblattes in Ihren Händen. Mit viel Sorgfalt, Akribie und Fleiß ist wiederum eine sehr interessantes Heft über unsere Heimat entstanden. Durch das Mitwirken von vielen fleißigen Helfern können wir Ihnen hiermit abermals ein Stück Geschichte der Stadt Lunzenau und ihrer Ortsteile näher bringen. Darüber freue ich mich sehr. Es ist nicht selbstverständlich, dass sich so Viele hier mit einbringen, um uns allen unsere eigene Geschichte so bildhaft darzustellen. Auch die finanzielle Unterstützung hilft uns, dieses traditionelle Lesewerk Ihnen ein jedes Jahr präsentieren zu können. Ich bedanke mich bei Allen, die, in welcher Form auch immer, an diesem Heft mitgewirkt haben. Durch Ihr Wirken ist erst die Möglichkeit zur Herausgabe des „Jahrganges 2009" geschaffen worden.
Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, wünsche ich eine interessante und spannende Lektüre und hoffe auf Ihre Unterstützung auch für die Ausgabe 2010. In diesem Sinne grüßt Sie ganz herzlich

Ihr Bürgermeister

Ronny Hofmann

Die Entwicklung der Mützenfabrikation in Lunzenau

Horst Hahn

Im Jahre 1918 gründeten die Brüder Bruno Kern (24) und Artur Kern (23) in Lunzenau die Firma Ernst Kern mit dem Ziel der Produktion von Herren- und Knabenmützen. Außerdem gehörte noch beider Mutter, Frau Emma Kern zu den Gründungsmitgliedern.

Zu Ehren des bereits im Jahre 1917 verstorbenen Vaters und Ehemannes gaben sie dem Betrieb seinen Namen „Ernst Kern“. Ernst Kern war Kürschner- und Mützenmachermeister und hatte ein Geschäft für Pelzmützen und Pelzbekleidung am Anfang der Altenburger Strasse gegenüber der Papierfabrik.

In der neu gegründeten Firma war Artur Kern als gelernter Kürschner und Mützenmacher für die Produktion und Bruno Kern, der den Beruf eines Sattlers und Tapezierers erlernt hatte, für den Verkauf zuständig. In der ersten Zeit wurden im elterlichen Wohn- und Geschäftshaus Altenburger Strasse in handwerklicher Einzelanfertigung genähte Kopfbedeckungen gefertigt. Bei der Fertigung halfen die Schwestern der Gründer, Else Kern und Meta Kern, mit. Außerdem wurde noch eine Mützennäherin beschäftigt.

Da, wie immer nach einem überstandenen Krieg, ein großer Bedarf an allen Waren für die Bevölkerung bestand, konnte sich die Firma rasch erweitern und die Eigentümer mussten sich nach einem geeigneten Grundstück umsehen. Die Räumlichkeiten in der Altenburger Strasse waren zu eng geworden. Sie fanden in der heutigen Altenburger Strasse 52 ein geeignetes, ausbaufähiges Grundstück. Dort befanden sich 2 Wohnhäuser, darunter das Eckhaus Altenburger Strasse / Hofeweg, (heute Erich-Weinert-Strasse). Die älteren Lunzenauer Einwohner werden sich noch an das dort befindliche kleine Lebensmittel-Geschäft und die Gaststätte „Zur Linde“ erinnern. Diese Gaststätte gab es noch bis zur Mitte der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Pächter war Willy Zeißler. Auf dem Grundstück gab es auch noch eine ehemalige Turnhalle und ein weiteres Wohngebäude.

Die Inhaber der Mützenfabrik konnten das Grundstück relativ günstig erwerben, die Turnhalle wurde ausgebaut und mehrgeschossig erweitert und es entstanden günstige Bedingungen, eine fabrikmäßige Mützenproduktion aufzubauen.
Durch den Geldverfall während der in Deutschland bis 1923 herrschenden Inflation war der Kaufpreis enorm günstig.

Bis zum Jahre 1927 wurde das Unternehmen von den Herren Bruno und Artur Kern gemeinsam geführt. Infolge Unstimmigkeiten schied Bruno Kern aus der Gesellschaft aus. Artur Kern fand ihn durch die Auszahlung seines Geschäftsanteils ab und führte die Firma als Einzelunternehmen weiter.
Emma Kern blieb bis zu ihren Tod Anfang der 50er Jahre als Stiller Teilhaber an der Firma beteiligt. Nach ihrem Tod übernahm Meta Kern diese Geschäftsanteile.

Bruno Kern kaufte ein Fabrikgrundstück in der Altenburger Strasse 72. Dort hatte ein Lunzenauer Zigarrenmacher ein Fabrikgebäude errichtet und war in Folge der Inflation in Konkurs gegangen. Unter dem Firmenname Bruno Kern gründete er dort eine eigene Mützenfabrik. Diese Firma bestand bis zur Enteignung im Jahre 1972. Die Firma Ernst Kern entwickelte sich trotz Wirtschaftskrise und Rezession Ende der 20er Jahre des 20. Jahrhunderts stets weiter. Ein Bedarf an preiswerten Kopfbekleidungen war in dieser Zeit ungebrochen. Wenn man sich alte Fotos, Zeitungen oder auch Filme aus dieser Zeit anschaut so sieht man, dass es kaum einen Mann ohne Kopfbedeckung gibt. Dies war natürlich gut für die Hersteller dieser Bekleidungen. Die Firma Ernst Kern hatte sich in der Branche durch ihre guten Produkte einen Namen gemacht.

Nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten im Jahre 1933 wurde eine systematische Uniformierung der Deutschen Bevölkerung betrieben. Es gab eine große Anzahl uniformierte Gruppen (SA, HJ, NSKK) und so weiter. Zu jeder Uniform gehört auch eine Uniformmütze. Dadurch konnte sich der Betrieb ständig erweitern.

Im Jahre 1935 wurde auf dem Grundstück am damaligen Hofeweg ein Büro- und Lagergebäude errichtet. Dieses Gebäude wurde mit dem Produktionsgebäude durch einen überdachten Übergang verbunden, die Fertigerzeugnisse konnten mittels eines ständig laufenden Förderbandes aus der Produktion direkt in das Lager transportiert werden. Durch diese und weitere Verbesserungen im Produktionsablauf konnte der Betrieb kostengünstig produzieren und war dadurch immer konkurrenzfähig gegenüber seinen Mitbewerbern.

Die Zahl der Beschäftigten erhöhte sich in Spitzenzeiten auf bis zu 200 Arbeitern und Angestellten. Die Firma Ernst Kern war zu dieser Zeit einer der größten Arbeitgeber in der Region Lunzenau. Täglich wurden bis zu 3500 Stück Mützen hergestellt. Diese Menge wurde an bis zu 3000 Einzelhandelsgeschäfte im damaligen Reichsgebiet ausgeliefert. Da der Versand überwiegend per Post erfolgte, war das relativ kleine Lunzenauer Postamt nicht in der Lage, die täglich anfallende Menge an eingelieferten Kartons anzunehmen und an die Empfänger auszuliefern. Deshalb wurde ein LKW „Opel-Blitz“ mit Spezialaufbau angeschafft, der täglich bis zu 2 mal zum Bahnhofspostamt nach Chemnitz fuhr und die Ware zum Weiterversand anlieferte. Damit wurde gewährleistet, dass die Kundschaft am nächsten oder spätestens am übernächsten Tag in den Besitz der bestellten Waren kam.

Mit Beginn des 2. Weltkrieges im Jahre 1939 war es erst einmal mit dem Aufschwung vorbei. Die Produktion wurde zwar in eingeschränktem Maße weitergeführt, aber es musste überwiegend für die Wehrmacht gearbeitet werden.

Nach Beendigung des Krieges im Jahre 1945 kam die Produktion langsam wieder in Gang. Wie immer nach einem Krieg war ein enormer Bedarf an allen vorhanden, es fehlte aber an allen Voraussetzungen den Bedarf zu decken.
Es dauerte nicht lange und der Betrieb musste im Rahmen der Reparationszahlungen seine gesamte Produktion umstellen und nur noch für die Sowjetarmee produzieren. In den Jahren 1945 - Anfang 1948 wurden große Mengen an Pelzmützen, Feldmützen und Uniformmützen für die Rote Armee gefertigt. Die Kontrolloffiziere der Roten Armee kamen regelmäßig zu unangemeldeten Überprüfungen in den Betrieb und achteten genau darauf, dass keine Erzeugnisse für die Bevölkerung hergestellt wurden.
Trotzdem wurde aber in dieser Zeit in bescheidenem Maße für Privatgeschäfte gearbeitet. Es war aber eine Gratwanderung, wenn die Kontrolleure dahinter gekommen wären, konnte es ganz schnell als Sabotage ausgelegt werden. Was das damals für die Verantwortlichen bedeutet hätte, wusste ein jeder!

Auch diese Epoche war einmal wieder vorbei und es lief die Herstellung von Mützen für den Bevölkerungsbedarf wieder an.

Im Jahre 1958 musste der Betrieb eine Beteiligung des Staates aufnehmen. Es entstand die Firma Ernst Kern Betrieb mit staatlicher Beteiligung. Artur Kern wurde Komplementär und der Staat war mit einem Prozentsatz am Gewinn beteiligt. Mit dem Geld vom Staat wurde unter anderem die stille Beteiligung von Meta Kern abgelöst.

Im April 1972 wurde der Betrieb verstaatlicht, oder wie es damals hieß „in Volkseigentum überführt“. Artur Kern schied aus der Firma aus Altersgründen aus. Das war das Ende der Firma Ernst Kern. Es entstand der VEB Mützenwerk Lunzenau.
Auch die Firma Bruno Kern wurde im April 1972 verstaatlicht, es entstand der VEB Lunzenauer Mützenfabrik. Mit Wirkung vom 1. April 1975 wurde dieser Betrieb an den VEB Mützenwerk angeschlossen, dadurch gab es in Lunzenau nur noch einen Betrieb, der Mützen herstellte.

Durch den Zusammenschluss der beiden Mützenfabriken wurden 116 Arbeitskräfte beschäftigt. Die Produktion bestand weiterhin aus genähten Kopfbedeckungen für Herren und Knaben. In den 80er Jahren wurde auch in großen Mengen in die Sowjetunion exportiert.
Mit Wirkung vom 1.1.1984 wurde der Betrieb an den VEB Hutwerke Guben angegliedert. Die juristische Selbständigkeit des VEB Mützenwerk Lunzenau wurde damit beendet. Es gab damals nur noch ein Werk Lunzenau im VEB Hutwerke Guben. Lunzenau war nur noch eine Produktionsstätte, geleitet wurde alles von Guben aus.

Nach der Wende wurde die Produktionsstätte vom Stammwerk vor die Alternative gestellt, entweder wird die Produktionsstätte geschlossen oder es wird eine selbständige GmbH gegründet. Zum damaligen Zeitpunkt hatte jeder die Hoffnung, dass der Betrieb durch eine GmbH-Gründung eine Überlebenschance hat. Es fuhren 2 Beschäftigte am 02.10.1990 nach Cottbus und unterzeichneten den Gesellschaftervertrag. Dadurch war die Lunzenauer Mützenfabrik GmbH als 100%ige Tochter der Treuhandanstalt entstanden. Dieser Betrieb bestand bis zum 31.12.1992.

Das erklärte Ziel der Treuhandanstalt war aber, die unter ihrer Obhut stehenden Betriebe zu privatisieren. Deshalb wurde nach einem Investor gesucht, der die Mützenfabrik weiterführt. Es bewarben sich die Herren Johannes Hermann und Gert Hermann. Mit Wirkung vom 01.01.1993 verkaufte die Treuhandgesellschaft den Betrieb an die neuen Besitzer. Es wurde die Firma CAP Lunzenauer Mützen GmbH mit den o.a. Herren als Geschäftsführer gegründet.
Am 21.09.1995 stellte der Betriebsrat im Auftrag

der Gesamtbelegschaft vor dem Amtsgericht Chemnitz den Antrag auf Gesamtvollstreckung der CAP Lunzenauer Mützen GmbH. Grund der Antragstellung waren ausbleibende Lohn- und Gehaltszahlungen seit dem 1. Juni 1995. Die Produktion wurde am 08.09.1995 durch Streik eingestellt und nicht wieder aufgenommen.

Am 29.09.1995 beschließt das Amtsgericht Chemnitz die Eröffnung des Gesamtvollstreckungsverfahrens.
Am 1. Nov. 1995 wird der Eröffnungsbeschluss zur Gesamtvollstreckung der CAP Lunzenauer Mützen GmbH gefasst. Grund der Gesamtvollstreckung ist Zahlungsunfähigkeit und Überschuldung des Unternehmens.

Damit hat nach 77 Jahren die Produktion von Mützen in Lunzenau ein trauriges Ende gefunden.

Lunzenau, im Februar 2009

Der Markt - früher mal

Peter Böttger

Am Markt zu wohnen war ein Privileg. Man war besser informiert, sah, was wichtig war. Sobald es die Witterung erlaubte, schauten die Menschen, auf Kissen gestützt, aus den Fenstern. Alles wurde beobachtet, kommentiert, mit Vermutungen unterlegt, als Stoff gespeichert. Ein vorbeifahrendes Auto war ein Ereignis. Dr. Hennings Opel-Olympia stand oft einsam vor der Praxis (jetzt Markt Nr. 18), Dr. Langowski fuhr den gleichen und von Dr. Hellmich wusste man, dass er seine Fahrt mit dem DKW-Cabrio zum nächsten Patienten unterbrechen musste, wenn eine kleine weiße Fahne an seinem Praxis-Fenster im Rathaus hing. Dann hatte seine Frau einen Notruf erhalten. Wer wird denn krank sein? Bei fremden Autos fragte man sich immer, wer wohl Wichtiges darin säße. Heinigs Fritz (Nr. 16) besaß einen Mietwagen, den Frau Heinig fuhr; dann war da noch einer von Dorschs und das „Tempo"- oder „Framo"-Lastendreirad des lieben alten Weise Theodor. Wenn er damit einen Kleintransport erledigt hatte und starten wollte, hingen sich böse Buben (Die anderen!) hinten dran, stemmten sich und der Motor würgte ab. - Wenn ich zu Bett gehen sollte, es aber noch sommerlich hell und warm war, dann bettelte ich, bis ich noch ein bisschen zum Fenster „nausgucken" durfte. Das schuf Behagen und Neugier auf das, was eventuell passieren könnte. Als Oberlehrer Geisler mir etwas Lesen beigebracht hatte, wunderte ich mich über das goldene „Zafe" über dem Café Hans (Nr. 11). Ich kam nicht dahinter, was „Zeiss Ikon" über dem Laden des Uhrmachers und Fotografen Spreer (Nr. 13) bedeuten sollte. Und zu allem schrien am Abendhimmel die Schwalben und vollführten ihre kunstvollen Flugmanöver. Über dem Gehöft von Bauer Matthes (Nr. 15), gegenüber von uns, schwirrte besonders viel fette Insektenbeute. Und in dessen Kuhstall wohnte eine ganze Staffel dieser Kunstflieger. Der alte Herr Matthes pflegte eine besondere Entspannung. Er stand abends in der Schlupftür seines Hoftores, die Hände im blauen Schürzenlatz und eine Katze lag oben auf seiner Schirmmütze. Ob er dabei über die von seinen und Scheubners (Kirchgasse Nr. 2) Kühen beklecker-ten öffentlichen Flächen nachdachte, ist nicht überliefert. - Was heißt „gegenüber"? Ich schaute aus dem Fenster im Obergeschoss über dem gläsernen, schwarz und golden hinterlegten Ladenschild „Moritz Löwe - feine Fleisch- und Wurstwaren" (Nr. 24). (Mein Großvater † 1914) Wir wohnten direkt neben der Kirche und sahen, wer hinein ging. Ich weiß noch, nach dem „Zusammenbruch" bemerkte man plötzlich viel mehr. (Später wieder weniger.) Akustisch war diese Nähe belastend, denn die nächtliche Luftschutz-Sirene auf dem Kirchturm hörten wir schon, wenn sich das Geheul aus der Tiefe aufschraubte. Mit dem Klang der Glocke hingegen verbanden sich Gedanken über die tolle Aussicht beim Läuten-

gehen mit Werner, dem „hauptamtlichen“ Läutejunge und allerlei Unfug, zum Beispiel dem Herunterschwebenlassen von aufgeblasenen Gummis, die wir den Amis geklaut hatten. Aber das war später. - Meine Eltern hatten „hinten“ im TIVOLI (Friedensstraße 7) die Sperrsitze 13 und 14 und „vorne“ in der SONNE (jetzt Karl- Marx- Straße 4), bei Herrn Spannaus, die 15 und 16 abonniert. Sie gingen zweimal wöchentlich ins Kino. Wenn das auf einen Sommerabend fiel, guckte ich „naus“, obwohl mir Anderes eingeschärft worden war. Mit dem ebenfalls gerade unkontrollierten Enkelpaar des Herrn Spreer entspann sich dann in den Nachtgewändern ein Pantomime, also, wir kasperten im Fensterrahmen. Einmal wurden auch die Nachtgefäße präsentiert. Ich hatte gerade einen Hut meiner Mama angeschleppt, da zeigte der Karlheinz hecktisch nach unten. Unter meinem Fenster standen nämlich meine Eltern und schauten mir zu, weil das Kino schon aus war. Hm…hm.

Auf dem Markt, welchen Namen er im Wechsel der Zeitgeschichte auch trug, war immer etwas los. Kleine wie größere Jungen verfolgten die Veranstaltungen von HJ und SA, gebannt von den Trommeln und Fanfaren, dem zackigen Marschieren, den Fackeln und dem abschließenden Feuer, über welches am Schluss gesprungen wurde. - Die Kinder konnten nicht wissen, wer sie da manipuliert, welche schrecklichen Folgen schon allzu bald eintreten würden; ihre Eltern wussten es lange Zeit auch nicht.
Einmal war sogar ein richtiges mehrtägiges Infanterie-Manöver in Lunzenau. Auf dem Markt wurde exerziert; die eisenbeschlagenen Stiefel krachten auf dem blanken Pflaster besonders kernig. Wir machten die Kommandos nach, beim Krieg spielen. Im Winter 44/45 zog der Volkssturm auf, alte Männer und deren Enkel in Wintermantel und Hut oder Ski-Mütze, manche mit Gewehr, manche ohne, manche mit geschulterter Panzerfaust. Der Befehlshaber, Major d.R. Kupfer, Strumpffabrikant im Zivilleben, hatte Mühe, auf seinem nervösen Fuchs sitzen zu bleiben, denn der rutschte immer wieder auf dem glatten Pflaster aus. - Die furchtbaren Folgen des Nazispuks zu verinnerlichen, damit war ein kindliches Gemüt überfordert. Doch was wir später davon erfahren mussten, wird uns nie loslassen.

- Begeben wir uns nun auf einen kleinen Rundgang. - Im Laden des Buchbinders Karl Jäh (Nr. 17), links vom Rathaus, verlangten wir oft Schulartikel, von denen wir schon wussten, sie sind nicht vorrätig. Wir warteten lediglich auf den wiederkehrenden Satz der alten Frau Jäh: „Hammer nich.“, den die Frau vom Buchbinder Bilz ebenso benutzte. Der Mangel wurde zum Spaß. - Im Café Hans gab es unter anderem, je nach Versorgungslage, „Schmätzchen“, ein knuspriges Schaumge-bäck, ein Baiser (fr.: Kuss!) oder Fondant-Bonbons, übersüß, in knalligen Farben. - Das Hotel „Sächsischer Hof“ (Nr. 5). Die Gäste gingen ein und aus. War niemand in der Gaststube, schaute der Wirt, Gustaf Amme, heraus, ob welche kämen und nicht etwa ins benachbarte Muldenschlösschen (Nr. 1) abdrehten. War auf dem Saal Tanz, oder gar ein Ball, gab es Autos und Pferdekutschen zu begutachten. Schrebergärtner-Kinder kehrten, wie auch bei anderer Gelegenheit, die Pferdeäpfel vom Pflaster, für die Erdbeeren.
Die Amerikaner (15. April 1945) bestimmten das Hotel „Sächsischer Hof“ zu ihrer Kommandantur. Wenn sie in Formation mit ihren Kreppsohlen über den Markt marschierten, krachte es nicht. Man hörte nur so etwas wie „ffdd-ffdd-ffdd-ffdd…“. Das fanden wir unmilitärisch. Dafür konnte bei ihnen Chocolate und Chewing gum ergattert werden oder ein Kessel war auszulecken, in dem Pudding gekocht worden war. Schlimmen Schabernack trieben sie mit kanonenschussartigen Fehlzündungen, das sie mit ihren großen LKWs besonders gut konnten.
Eine Gaudi eigener Art bescherte uns ein Lautsprecherwagen der Russen aus Hohenkirchen, die den Amis einen abendlichen Freundschaftsbesuch abstatteten. Sie spielten Platten mit russischer Folklore und tanzten dazu in ihrer kraftvollen Manier. Dann brachten die Amerikaner Platten mit Swing und irgendwie hatten sich deutsche Soldatenlieder darunter geschmuggelt. Davon spielten sie auch eines ab, was politisch bedenkliches Kichern und Grinsen bei den gerade befreiten Zuhörern hervor rief. - Im Hause rechts neben dem Hotel hatte Steins Martha (Nr. 7) ihr Friseurgeschäft „Eckert & Stein“. Als kleiner Junge musste ich dort mitunter im Geheul der verchromten Trockenhauben brav warten, bis die Dauerwelle meiner Mama fertig war. Ich schaute neugierig die abgegriffenen Illustrierten an. Eine andere Frau Stein, Steins Anna, wohnte in unserem Haus mit ihrem Max, der täglich zu Fuß zu Brauns Pappenfabrik und zurück marschierte, auch zur Nachtschicht. Anna schaute, wenn sie nicht gerade Strümpfe für Lindemuths kettelte, aus dem Mansarden-Fenster auf den Markt. Sie wusste mehr als alle, gab es aber nicht preis, nur wenn etwas Falsches von anderer Seite verlautete. - Das Haus der Martha Stein hatte einen dunkelroten Edelputz. Über die zwei Balkone war eines Tages ein, von einem jungen Lunzenauer gemaltes, überlebensgroßes Stalinbild gespannt, denn die sowjetische Kommandantur befand sich ab Anfang Juli 1945 in diesem Gebäude, dem roten. - In der Telefonzelle vor unserem Haus kampierten über Wochen zwei Soldaten mit asiatischem Aussehen, weil die Telefonie noch intakt war. Es hätte womöglich jemand von da aus Diversion betreiben können. Die Zwei „beschlagnahmten“ bei unserem Nachbar, Wecks Bruno (Nr. 22), dem Kolonialwarenhändler, Brennspiritus und besorgten sich von uns Gläser und Wasser zum Nachspülen, denn sie tranken ungemischt.
Eine Zeit darauf prangten um den Markt herum viele Spruchbänder und Transparente, deren Texte immer mit einem großen JA endeten. Es handelte sich um die Propaganda zum Volksentscheid über die Bodenreform. Zu gleicher Zeit wurden permanent russische Volksmusik und die Befehle des Kommandanten über blecherne Lautsprecher verbreitet. Obwohl das Moisejew-Ensemble hervorragend war, konnte man dessen Lieder wegen der ständigen Wiederholungen bald nicht mehr erhören.
Aber zurück zum harmlosen Rundgang:
Unvergessen ist der graue Hund der Besitzer des „Muldenschlösschens“, den Kühns. Er war ein Schnauzer, hieß „Putzer“ und besaß ein Rotkäppchen-Kostüm. Verständlicherweise nur aus Erzähltem weiß ich, dass er in dieser Verkleidung zu später Stunde gewisse „Chemzer Mädels“ in Rückenlage nachahmen musste. - Benno Koch hieß der Wirt nach Kühns. Der fabrizierte eine sogenannte Schaumspeise, in der weder Zucker noch Eischnee nachzuweisen war. Das aus unerfindlichen Gründen dennoch begehrte Produkt unklarer Substanz wurde in der Gaststube und durch eine Luke des Küchenfensters zum Markt hin vertrieben. Auch ich kaufte diesen, mit einer Art Hass-Liebe besprochenen weißen Kleister um die Hälfte weg zu schmeißen. Das Zeug soll sogar brennbar gewesen sein. - Nach Benno übernahmen Alfred und Erna Schönfeld für viele Jahre die „Ecke“. Sie waren gute Wirte. Sogar die traditionsreiche „Tanzdiele“ hielten sie am Leben. - Beim Fleischer Auer (Nr. 2) an der Brücke standen donnerstags Leute an für Wurstbrühe und wir teilten uns gelegentlich Kuchenränder vom „Müllerbäcke“ (Nr. 4). Daneben, beim Orthopädieschuster Körner (Nr. 6) konnte man sich über seine gesunden Füße freuen, wenn man sie mit den Gipsmodellen von missgebildeten Füßen verglich, die eine Zeit lang in Ermanglung von Schuhen ausgestellt waren. In Ludwigs Zigarrenladen (Nr. 8) ging ich gern die Zeitung holen, als noch, oder wieder, Zigarren erhältlich waren. Dort zündeten sich die Kunden ihre gerade erworbene Schwarze oder Weiße mit einer stetig brennenden kleinen Gasflamme an. In dieser ersten Phase riechen Zigarren am besten. Daneben, beim Schlosser Richter (Nr. 10) im Haushaltwarenladen gab es schon im Herbst 1945 neue Kochtöpfe, die aus Stahlhelmen gedrückt waren. Der Tischlermeister Frommhold (jetzt Friedensstraße 2) war stets freundlich und geduldig, wenn wir Abschnitte für Drachenleisten und

Sperrholzreste erbettelten. - Beim Ofensetzer und Töpfer Poser (Nr. 14), der auch nicht aus dem Krieg zurück kam, ließ Frau Poser den Friedemanns Fritz in die Laden-Regale Pappen einpassen, auf die er die denkbar schönsten Tongefäße gemalt hatte, denn lange Zeit waren keine realen zu kriegen. Frau Poser hatte wenigstens noch die Tankstelle direkt vor ihrem Laden. (Als wieder Benzin auf Marken floss.) - Dieses Haus hat ein großes Satteldach mit der richtigen Neigung. Wenn Schnee darauf lag, warfen einige Spezialisten von gegenüber Schneebälle präzise bis kurz unter den Dachfirst, von wo aus sie die Lawine verursachten, die genau jene Person traf, welche dort entlang musste. Sie zielten also mit Vorhalt und hatten ein gutes Timing, obwohl das Wort unbekannt war. „Mollo“, ein langer Kerl, Anführertyp, hatte die meisten Treffer. - Im Sommer abends schaute ich gern links zum Balkon der Witwe Bretthauer (Nr. 18). Sie goss nämlich ohne Bedenken ihre Geranien und ich amüsierte mich über die bespritzten Passanten. Was für eine Unterhaltung! - Die drei Schwestern Kräuter, denen das Haus mit „Thams & Garfs Hamburger Kaffelager“ (Nr. 20) gehörte, waren uns Jungen immer gram, weil sie uns in ihrem Garten einmal beim Obstklauen erwischt hatten. Dort kam man leicht hin, unter dem Vorwand, ins Hinterhaus zum Tischler, zu Kunzen Otto, zu wollen, oder, wenn die ältlichen Damen Mittagsruhe machten. Vor der Werkstatt Ottos roch es gut nach Holz und im Gang stand sein eigener Sarg, in dem er Winteräpfel aufbewahrte. Es bestand also ganzjährig Anlass, dieses Grundstück zu besuchen. - Wecks Bruno (Nr. 22), mein „Onkel Weck“ hatte „Sahnemalze“, sogar, wie ich glaube, in schlechten Zeiten! In seinem Laden schwebte der gleiche Geruch wie vorne bei Hempel Marie (Karl- Marx-Straße/Ring) oder bei Helmbolds Lenchen (Friedensstraße 4), zwischen Tischler Frommhold und Eisenwaren-Bönitz (abgerissen). Lenchen hörte schlecht und sorgte oft für unfreiwillige Komik. Zum Beispiel wenn jemand etwas verlangte und dabei nach draußen schaute, weil es regnete. Da sagte die Gute: „Ja, en Regenschirm kann ich Ihnen borschen.“- Bei Bruno gelangten Zucker, Mehl, Salz, Gries, Graupen, Dicke Bohnen schwungvoll in eine Tüte, die in den Ringhalter der Waage passte und ganz selten musste er etwas am Gewicht korrigieren. Die riesige blitzblanke „Nationalkasse“ mit den vielen Knöpfen und dem „Drehling“ klingelte wirklich, wenn bezahlt wurde. In der Weihnachtszeit nickte beständig ein wunderschöner Weihnachtsmann im Schaufenster. Das Größte war die Spielzeug-Ausstellung, die Bruno dann auf die Beine brachte. Holz, Sperrholz und Pappmaché dominierten dabei, egal, wir Kinder strahlten die schönen Sachen begehrlich an. Auch zu diesem Geschäft gehörte eine Tankstelle mit Handpumpe und großem Glaszylinder zur Volumenkontrolle. Zweitaktbenzin wurde in einer speziellen Mischkanne bereitet. In seinem Kittel nahm Bruno nach dem Tanken etwas Benzinduft mit in seinen Laden. Diesen Duft schnüffelten wir trotz Warnung Herrn Walters, des Feuerwehrhauptmanns, gerne beim Feuerwehrhaus hinter der Kirche, wenn abendliche Übung war. Der Markt war auch Sportplatz. Wir spielten dort „Ballvertreiben“. Ein abgeschabter grauer Tennisball war damals eine Rarität! Gewonnen hatte die Mannschaft, deren Ball von der Ausgangslinie aus zuerst an der nördlichen oder südlichen Begrenzung landete, also von den Gegnern nicht gefangen wurde. 95% der Spiele wurden ohne Störung durch öffentlichen Verkehr absolviert. Als einmal kein Ball verfügbar war, schmissen wir eine dicke Stahlkugel auf das Pflaster. Wer treibt sie am höchsten in die Luft? Bei mir traf sie im Sturz eine schräge Kante und wurde kraft physikalischen Gesetzes in die Schaufensterscheibe der Firma Spreer gelenkt. Das Loch hätte von einer Gewehrkugel stammen können. Als Herr Saupe mit dem Lanz-Bulldogg und dem hartgummibereiften Hänger voll tonnenschwerer Papierrollen den Marktplatz vibrieren ließ, platzte die Scheibe diagonal. Hm … hm.

Ausnahmezustand im guten Sinne herrschte, wenn Jahrmarkt war oder die Luftakrobaten aufbauten und die Welt in grausiges Erstaunen setzten. Fensterplätze waren in diesem Falle kostenpflichtig. - Werner Fritz, der von seinem Schneidertisch über Ludwigs Tabakladen (Nr. 8) auch immer einen guten Ausblick auf den Markt hatte, maß mir lange Hosen an und ich ging in die Lehre, „in die Fremde“.

Auch als Geselle trieb ich mich woanders rum und weiß nicht, was ich in Lunzenau verpasst habe. Wenn ich aber von „Wanderschaft“ heim kam, nahm mich der vertraute Markt auf und ich ging ins Muldenschlösschen um den Kerlen beim Billard zu zusehen und mich an herrlichen Palavern zu ergötzen. Viel später galt der letzte Blick aus meinem Fenster dem nahenden Möbelwagen, der unsere Habseligkeiten im Januar 1961 nach Karl-Marx-Stadt expedierte. Das Haus hatte ich an den aus dem Braunkohlengebiet gewiesenen Fleischermeister Kühnert verkauft.

Ich freue mich, dass im Glas der Ladentür noch immer das schön geätzte Monogramm meines Großvaters, „ML“, zu lesen ist. Es wird nun hundert Jahre alt.

(peter.boettger@arcor.de)

Ein Dank an Herrn Karlheinz Lempe aus Neumark, welcher die Fotos zur Verfügung stellte.

Aus der Heimatgeschichte

Das kurze Dasein der Vereinigten Kommunalgarde Göritzhain, Hohenkirchen, Berthelsdorf und Cossen

Erhard Zschage

„Wer die Geschichte nicht kennt, hat keine Zukunft.“ Diese Aussage wird Wilhelm von Humboldt zugeschrieben. Sie dürfte nicht nur für die Weltgeschichte, sondern auch für die Heimatgeschichte gelten. Die nachfolgenden Ausführungen haben die Geschichte der örtlichen Kommunalgarden aus den Revolutionsjahren 1848/49 zum Thema.

Einblicke in das Geschehen in unserer Heimat gewährt die „Acta 2979 über die Vereinigte Kommunalgarde in Göritzhain, Hohenkirchen, Berthelsdorf und Cossen 1848 - 1850“, die sich im archivierten Aktenbestand der Herrschaft Schönburg, Amt Wechselburg, im Sächsischen Staatsarchiv befindet.

Zum besseren Verständnis sollen zunächst folgende Entwicklungen und Ereignisse im damaligen Königreich Sachsen vorausgeschickt werden.
Die Jahre 1830/31 stellten einen deutlichen Einschnitt in der sächsischen Geschichte dar. Mit den Staatsreformen und der Verfassung vom 4. September 1831 wurde Sachsen zur Konstitutionellen Monarchie, die alte Feudalordnung wurde damit, allerdings nur schrittweise, abgelöst.

Vorausgegangen waren 1830 infolge der europäischen revolutionären Ereignisse auch in Sachsen in vielen Städten und Dörfern soziale Unruhen, in der Herrschaft Schönburg richtete sich der Volkszorn vor allem gegen das harte, bürokratische Vorgehen der gräflichen Beamten.
Zur Eindämmung des Aufruhrs und zur Entschärfung der Lage wurden königliche Kommissare in die Unruheherde entsandt. Eine weitere Maßnahme war das Gesetz zur Bildung von Kommunalgarden in Sachsen, als deren Generalkommandanten setzte König Friedrich August II. seinen Bruder, Prinz Johann, ein.

Die auf lokaler Ebene flächendeckend einzurichtenden Kommunalgarden sollten für den Erhalt allgemeiner Sicherheit und öffentlicher Ordnung sowie zum Schutz des öffentlichen und privaten Eigentums Sorge tragen. Zugelassen waren alle „waffenfähigen Bürger“ und „selbständigen Einwohner der Städte“ zwischen 21 und 50 Jahren. Almosenempfänger, Dienstboten und alle abhängig Arbeitenden waren ausgeschlossen.
Aktenkundig ist, dass die Kommunalgarde in Göritzhain mit Datum vom 24. Juni 1848 gegründet wurde. Ein Ausschuss leitete die Bildung, 52 Kommunalgardisten schrieben sich „eigenhändig“ ein. Zum Hauptmann wurde der Göritzhainer Mühlenbesitzer Krug ernannt, der zusammen mit Zugführer Pfaff die Gardisten kommandierte. „Die Bewaffnung soll teils in Schießgewehren und teils in Piken (lange Spieße) bestehen“, heißt es wörtlich in der Acta.

Doch lange hat der Führungsstab nicht bestanden, denn unter dem 28. August 1848 ist vermerkt, dass Hauptmann Krug aus „dürftigen Grunde“ abgedankt habe. Weiter ist festgehalten, dass „der Wunsch bestand, sich mit den Kommunalgarden in Hohenkirchen, Cossen und Berthelsdorf zu vereinigen. Diese vier Dörfer haben auch die Feuerspritze in Gemeinschaft.“ Zum neuen Hauptmann der nunmehr vier Dörfer umfassenden „Vereinigten Kommunalgarde“ wurde Hermann Edmund Buhk, Spinnereibesitzer in Göritzhain, gewählt. Die neue Garde gliederte sich jetzt in zwei Kompanien: 1. Kompanie Göritzhain, 2. Kompanie Hohenkirchen, Cossen und Berthelsdorf. Zugführer Winkler aus Hohenkirchen wird als Kommandeur der 2. Kompanie genannt.

Aber der Probleme waren es damit noch nicht genug. Aus der Akte ist ersichtlich, dass der Eintritt in die Kommunalgarde nicht von allen „waffenfähigen Bürgern“ befolgt wurde. Es sind Namen von Verweigerern aufgelistet, denen „Strafen von 3 bis 5 Thalern“ angedroht werden. Dieser „Freikauf“ vom wohl ungeliebten Waffendienst ist auch genutzt worden, denn Hauptmann Buhk beschwerte sich beim Königlichen Generalkommando in Dresden darüber, dass die gezahlten Strafgelder vom Gräflichen Justizamt Wechselburg einbehalten wurden, obwohl sie rechtmäßig der Kommunalgarden-Kasse zustehen würden.

In den nachfolgenden Jahren, besonders ab 1850, ist die Notwendigkeit der hiesigen Kommunalgarde wahrscheinlich zunehmend in Frage gestellt worden. Denn in der Akte sind mehrmals Anträge enthalten, vom Dienst befreit oder ganz entbunden zu werden. Immerhin war ja die Tätigkeit nebenberuflich zu leisten und damit für Bauern oder Handwerker auch eine zeitliche Belastung. Entsprechend begründete Klagen und Bitten sind nach Dresden weitergeleitet worden. So ist es dann dazu gekommen, dass datiert mit dem 9. Oktober 1850 vom Königlichen Generalkommando der Kommunalgarden Dresden die Mitteilung an die Vorstände der vier Gemeinden ergangen ist, dass einer „einstweiligen Sistierung der dienstlichen Tätigkeit der hiesigen Kommunalgarden auf Gesuch entsprochen wird“.

Das war dann wohl auch das endgültige Aus für die hiesige Kommunalgarde, denn in den Akten sind keine weiteren diesbezüglichen Schriftstücke zu finden.

Wenn man bedenkt, dass die Gründung von Kommunalgarden in Sachsen auf ein Gesetz aus dem Jahr 1830 zurück geht, dann ist die hiesige Kommunalgarde zeitlich sehr spät gebildet worden. Wahrscheinlich gab es in dem allgemein unruhigen Jahr 1830 in dieser Gegend dafür noch keine unmittelbare Notwendigkeit. Außerdem war die freiwillige Gewinnung von Kommunalgardisten - wie es die Akten ausweisen - alles andere als leicht. Ganz anders war die Situation im Revolutionsjahr 1848. Im Frühjahr erhob sich auch die hiesige Landbevölkerung und demonstrierte gegen feudale Relikte sowie Lücken und Härten des Ablösegesetzes. Höhepunkt der politischen und sozialen Unruhen in unserer näheren Umgebung war am 5. April 1848 nach einer großen Volksversammlung die Erstürmung des Waldenburger Schlosses des Fürsten Victor von Schönburg.

Diese für den sächsischen König und seine Minister höchst bedrohlichen Ereignisse haben möglicherweise den Anlass dazu gegeben, nun auch in unserer dörflichen Gegend die Gründung von Kommunalgarden zu forcieren. Aber, das ist aus den überlieferten Akten spürbar abzulesen, allzu groß ist die Begeisterung der hiesigen Bürger für das Marschieren mit Gewehr und Pike nicht gewesen. Sie haben wohl eher auf eine friedliche Lösung der Probleme und die Erfüllung der berechtigten Forderungen des Volkes ohne Blutvergießen gehofft.

Bürger-Nationalgarde Dresden
Bildquelle: Homepage der
Privilegierten Scheiben-Schützengesellschaft zu Dresden e.V

Aus der Heimatgeschichte

Rechtsstreit um einen „Heimatschein“ zwischen Hohenkirchen und Lunzenau

Erhard Zschage

Heimatschein, was ist denn das? So werden sich manche Heimatblattleser fragen. Eine Antwort darauf geben die Akten der Schönburgischen Herrschaft, die im Sächsischen Staatsarchiv einzusehen sind. Dort habe ich den nachstehend geschilderten Vorgang in der „Acta 3070“ gefunden. Ich halte ihn für mitteilenswert, weil er die soziale Lage der Menschen in einer Zeit kennzeichnet, in der es noch keine Altersvorsorge in Form einer gesetzlich geregelten Rentenversicherung gab.

Man schrieb das Jahr 1852. Im Gräflichen Justizamt Wechselburg geht ein Schreiben mit folgendem Wortlaut ein:
„Auguste Ernestine Winkler, Tochter von Carl Friedrich Winkler, vormals Hausgenosse in Hohenkirchen, ist 1829 in Hohenkirchen geboren und will ihren Heimatschein von Hohenkirchen ausgestellt haben. Die Gemeinde glaubt denselben ablehnen zu müssen, weil damals von Lunzenau ein Revers ausgestellt worden ist, nach welchem die Kinder Winklers, die etwa in Hohenkirchen geboren würden, die Heimatangehörigkeit in Lunzenau, wo Winkler Bürger war, haben sollten und infolge dessen sind sogar die Tellerauflagen bei Taufen nach Lunzenau abgeliefert worden. Dieser Revers ist nun abhanden gekommen. Indessen versichert der (Orts)richter Meinig (aus Hohenkirchen) denselben gesehen zu haben und in den Händen gehabt zu haben. Ich ersuche deshalb das Wohllöbliche Justizamt zu Wechselburg, den Richter Meinig vernehmen und dessen Aussage bestärken lassen zu wollen, damit Lunzenau angewiesen werden könne, die Heimatangehörigkeit der Winkler anzuerkennen und füge noch die Bitte hinzu, sobald als möglich verfügen zu wollen. Hohenkirchen, d. 25. April 1852“ Unterzeichnet ist der Brief vom seinerzeitigen Gemeindevorsteher Christian Gotthold Zschage. In einem Schreiben an das Justizamt Rochsburg lehnte der Stadtrat von Lunzenau das Heimatrecht in Lunzenau für die in Hohenkirchen geborene Auguste Ernestine Winkler ab, da ihm ein solcher „Revers“ nicht bekannt wäre und heimatgesetzlich der Geburtsort für die Heimatangehörigkeit entscheidend sei. Nun folgt wieder eine Retourkutsche vom Hohenkirchner Gemeinderat adressiert an das Justizamt Wechselburg vom 30. Juni 1852. Der Standpunkt von Lunzenau wird abgelehnt und die Forderung erhoben, die Aussage des Lunzenauer Stadtrates unter Eid zu nehmen.(Die unterschiedliche Adressierung rührt daher, weil die Gemeinde Hohenkirchen zum Amtsbereich des Justizamtes Wechselburg gehörte, die Stadt Lunzenau aber zum Justizamt Rochsburg zählte.) Da Aussage gegen Aussage und Standpunkt gegen Standpunkt stand, ging der Streitfall an die Königliche Kreisdirektion in Leipzig zur richterlichen Entscheidung.

Am 1. April 1854, also nach zwei Jahre dauernder Auseinandersetzung, entschied die erste Instanz, dass „die genannte Winkler in Hohenkirchen als heimatangehörig zu betrachten ist“. Das Urteil ist auf der Grundlage des sächsischen Heimatgesetzes aus dem Jahr 1834 gefällt worden, wo in einer Reihe von Paragraphen Heimatangehörigkeit und Heimatschein im Detail geregelt sind.

Aus dem Fall erwächst für uns Heutige die Erkenntnis, welch große Bedeutung seinerzeit ein Dokument für den Nachweis der Heimatangehörigkeit und die daraus abzuleitenden Rechte für die Einwohner hatte. Denn der Heimatschein bescheinigte nicht nur die Heimatangehörigkeit, sondern verpflichtete die Heimatgemeinde, ihre bedürftig gewordenen Heimatangehörigen aufzunehmen und zu unterstützen. Von jedem anderen Ort als dem Heimatort konnte nämlich eine Ausweisung wegen Inanspruchnahme öffentlicher Almosen oder Bettelei erfolgen!

Die Heimatangehörigkeit fiel jedem Menschen am Geburtsort zu. Sie konnte aber auch anderenorts erworben werden, war aber an manche Bedingungen geknüpft, wie Erwerb des Bürgerrechts zuzüglich mindestens fünfjährige Wohnung am Ort und brauchte die ausdrückliche Genehmigung der Ortsobrigkeit nach Zustimmung der Gemeinde. Dieser Sachverhalt macht es verständlich, warum den Gemeinden nicht daran gelegen war, Einwohnern mit einem anderen Geburtsort den Heimatschein so ohne weiteres zu gewähren. Denn bei Invalidität und Altersarmut fielen die Einwohner den Kommunen als Almosenempfänger zur Last.

Wir Nachgeborenen leben jetzt im Zeitalter der Sozialversicherung, die erst in den Jahren 1883 -1889 unter Bismarck eingeführt wurde. Der „Heimatschein“ von heute sind unsere Versichertenkarte und gegebenenfalls unser Rentenausweis. Damit gehen wir wohl doch etwas leichter als unsere Altvorderen durch das Leben.

Erinnerungen an meine Kindheit in der Pestalozzistraße

Friedrun Köhn geb. Auer

Angeregt zum Schreiben dieser Zeilen wurde ich durch den Artikel von Frau Marianne Sperling geb. Voigt (Ausgabe 2005), der übrigens sehr informativ war.
Meine Eltern und ich kamen im April 1945 aus Dresden nach Lunzenau. Sicher waren sie sehr glücklich darüber, wieder ein festes Dach über dem Kopf zu haben. Wir wohnten nun bei meiner Oma Minna Auer. Der Opa war leider 1944 verstorben. Meine Oma habe ich nicht sehr kinderfreundlich in Erinnerung . Sie verjagte regelmäßig meine Freundinnen, weil wir angeblich oft zu laut spielten. Außer unserer Familie wohnten in unserem Haus noch weitere 5 Parteien. Wir lebten eigentlich alle recht friedvoll miteinander. Wenn manchmal nachts Gewitter waren, versammelten sich fast alle Hausbewohner vor den 2 Wohnungen in der 2. Etage. Die Frauen hatten die Handtaschen mit Geld und Sparbüchern unter dem Arm. Für mich war das als Kind , denn weitere Kinder wohnten nicht im Haus , immer ein Erlebnis.
Im Erdgeschoß wohnten die Familien Loos und die ungarische Familie Binder/Pucsli. Die Familie Loos habe ich als ruhige und rechtschaffende Familie in Erinnerung .Die beiden großen Söhne waren damals in der Ausbildung und später ausgezogen. Äußerst interessant erschien für mich das Leben der Ungarn. Auch sie wohnten im Parterre. Das waren Herr und Frau Binder und eine verwitwete Tochter mit einem erwachsenem Sohn, der aber bald eine eigene Familie hatte. Die 3 Ewachsenen teilten sich 2 Stuben. Ich durfte oft bei ihnen sein. Frau Binder trug noch die traditionelle ungarische Tracht. Ich bewunderte die vielen bunten Röcke , die sie immer übereinander anzog. In der Wohnküche stand links das Spinnrad. Mit Geschick und viel Fleiß wurde hier Schafwolle gesponnen. In der Mitte stand ein Tisch, auf dem Nudelteig selbst hergestellt wurde. Obwohl die Familie so beengt wohnte , war es bei ihnen immer blitzsauber.
Wir hatten in der 1. Etage zusammen mit Oma Minna unsere Wohnung. Da für mich dort kein Zimmer zur Verfügung stand , schlief ich in der 2. Etage in einer Dachkammer. Das hatte Vorteile. Ich konnte abends noch im Bett lesen ,ohne das ich ständig kontrolliert wurde. In der benachbarten Dachkammer schlief Frau Pucsli, so dass ich nachts keine Angst hatte.
In unserer Nachbarwohnung lebten Max und Marie Hentschel. Er war Schuhmacher und hatte in der kleinen Küche am Fenster eine Nähmaschine und reparierte Schuhe für die Leute. Ich habe ihm gern bei der Arbeit zugeschaut. Frau Hentschel saß mit mir öfter in unserem Garten und strickte oder häkelte mit mir Puppensachen.
In der oberen Etage wohnte Familie Kreher. Die Beiden waren schon recht betagt. Um in die Pestalozzistraße zu gelangen, mußte man immer den Berg hinauf. Für alte Leute heute noch eine Anstrengung ! Deshalb zogen Krehers auch irgendwann in die Altenburger Straße.
Neben Fam. Kreher habe ich ein für mich ganz interessantes Ehepaar in Erinnerung. Das waren Arno und Elise (Tante Liesel genannt) Böhme. Er hatte einen “ Buckel “ und arbeitete als Zigarrendreher. Nach Feierabend malte er. So hielt er viele Episoden , die sich im Hause Pestalozzistr. 4 ereigneten, in seinen Bildern fest. Zum Beispiel stand 1954 während des Hochwassers auch unser Keller unter Wasser. Onkel Arno, so nannte ich ihn, stakte in einer Zinkwanne durch den Keller. Dieses Bild und viele andere sind zur Erinnerung an ihn glücklicherweise heute noch in meinem Besitz.
Im Winter wurden bei Böhmes zum Schutz gegen die Kälte immer große Pappen von innen an die Fenster angebracht. Diese hatte er mit wunderschönen Motiven versehen.
Meine Mutti ging regelmäßig zu “Tante Liesel” Kaffee trinken. Liesel hatte ein sogenanntes Traumbuch. Die Beiden werteten mit Hilfe dieses Buches ihre Träume aus. Man nannte Stichwörter aus dem Traum und dann wurden irgendwelche Deutungen aus dem Buch vorgelesen. Vieles davon verstand ich nicht. Ich saß in der Zeit auf dem “Sofabock“ und schaute zum Fenster hinaus . So konnte ich immer sehen, wer die Pestalozzistraße herauf kam oder hinunter ging. Wichtige Dinge teilte ich den Beiden immer mit.

Ich war gern bei unseren Hausbewohnern zu Gast. Bei meinen Besuchen konnte ich viel Nützliches sehen und für das Leben mitnehmen. Daran denke ich immer wieder gern zurück und bin allen heute noch dankbar.

Erinnerungen

Karin Scheubner

Bei einem längeren Besuch im Sommer vergangenen Jahres fanden mein Mann und ich endlich einmal Zeit einen ausgedehnten Spaziergang durch unseren Heimatort Lunzenau zu unternehmen. In den vergangenen Jahren blieb durch familiäre Verpflichtungen dazu immer wenig Zeit.

Vieles hat sich in den 20 Jahren verändert seit wir weggezogen sind, vieles ist nicht mehr da, vieles noch so geblieben. Wenn man älter ist, freut man sich besonders über das, was geblieben ist, was erinnert. Als Kind oder Jugendlicher hörte man Eltern und Großeltern immer ungeduldig zu, wenn sie von ihren Erinnerungen erzählten. Und doch ist vieles davon hängen geblieben. Wir würden uns sonst jetzt nicht so über lustige Anekdoten und interessante Berichte aus der Vergangenheit, wie sie im Heimatblatt niedergeschrieben werden, freuen können. Wir sollten also versuchen auch in der heutigen Jugend unsere Erinnerungen wach zu halten.

Unser Rundgang führte uns über Schlaisdorf zurück nach Lunzenau, den schmalen Weg hinunter, der rechts von der Hauptstraße am Wohnhaus Kühn vorbei geht.

Meine Großeltern wohnten früher in Schlaisdorf, dadurch ist er mir gut bekannt. Allerdings als ein damals viel begangener Weg zur Arbeit, zur Schule, zum Einkaufen, Veranstaltungen zu besuchen ect.

Dementsprechend breit und gut begehbar führte er „Geißlers Berg“ hinab nach Lunzenau. Beim nach Hause gehen verlangte der Berg dann den Frauen mit gefüllten Einkaufstaschen und den Müttern mit den Kinderwagen allerhand an Kraft ab. Eine kleine Verschnaufpause war vorprogrammiert. Auch gab es zu damaliger Zeit noch keinen Winterdienst , statt dessen nur ein Geländer.

Von Schlaisdorf kommend links das kleine Wäldchen hieß „Der Stenersch“ und wurde von uns Kindern zu allerlei Räuberspielen genutzt.

Alfred Lindner (ehemaliger Einwohner von Schlaisdorf) legte damals mit viel Liebe und eigenen Mitteln an diesem Waldrand einen Miniaturgarten mit Wasser betriebenen Karussells an. Von uns Kindern bestaunt und viel besucht. Leider vernichtete später ein Unwetter diesen Miniaturgarten.

Heute ist der Weg nach Lunzenau bis zu „Geißlers Berg“ übergrast , fast nur noch zu erahnen, da er nicht mehr oder nur sehr selten begangen wird.

Heute fährt man nach Lunzenau - zu welchem Zweck auch immer.

Dieser Weg, er war mir eine Erinnerung wert.

Meine Jugend

Irene Grebe geb. Schlimper

Kommt man nach längerer Zeit wieder einmal in sein ehemaliges Heimatstädtchen Lunzenau, so fällt einem so manches auf, was sich seit unserem Wegzug 1972 verändert hat. Viele der alten Häuser erstrahlen nun in hellen, frischen Farben, die Kirche hat sich herausgeputzt, und auf dem Marktplatz plätschert sogar ein Brunnen, an dem sich die Jugend des Städtchens trifft. Und nur wenige Schritte vom Marktplatz entfernt fällt einem ein neues Gebäude auf - die Sparkasse. Man weiß es ja, der Fortschritt, er ist nicht aufzuhalten und doch befällt einem etwas Wehmut, wenn man an das Gebäude denkt, das vorher so viele Jahre an dieser Stelle stand und über Jahrzehnte der gesellschaftliche Mittelpunkt der Stadt war.

In meiner Kindheit in den 30er und 40er Jahren hieß es Hotel „Zur Sonne“. Es gehörte einst der Familie Welde und wurde später von Familie Hesse übernommen. Die „Sonne“, wie sie meist nur genannt wurde, war ein stattliches Gebäude. Links vom Eingang befand sich das Gesellschaftszimmer. Es wurde als Versammlungsraum und als Wahllokal genutzt. Rechts vom Eingang gelangte man in das Restaurant und die Küche. Vom Restaurant aus führte ein Seitenflügel direkt in die Kegelbahn. Davor lag die Wohnung des Kegelbahnbetreibers, der Familie Rademann, und darüber im ersten Stock befanden sich die Hotelzimmer und die Wohnung der Besitzer.

In der großen Toreinfahrt zum Hinterhof gab es eine Treppe, die führte hinauf zum Kino, den „Sonnenlichtspielen“, kurz „Soli“ genannt. Es wurde betrieben von der Familie Spannaus. Die freundliche Frau Spannaus an der Kasse war immer etwas großzügiger zu Kindern, wenn es um „Jugendfrei ab 14“ ging, als ihre Konkurrenz im „Tivoli“.

Nach dem Krieg wurde aus dem Hotel „Goldene Sonne“ das „Volkshaus“ und auch die Betreiber wechselten ab und zu. Aber in guter Erinnerung geblieben ist mir eine Kellnerin, die „Else“ *(im Bild, Mitte)*. Sie war der gute Geist in der Gaststube und bei allen beliebt.

Und ich erinnere mich noch an so manche Veranstaltung, die nach dem Krieg im großen Saal stattfand. Es war am Ende der 40er Jahre, da kamen Ensembles von auswärtigen Theatern und führten Operetten auf. Es standen drei große eiserne Öfen im Saal, aber es gab kein Heizmaterial. Also musste jeder, der die Operettenaufführung besuchte, etwas zum Heizen mitbringen. Dadurch wurde es zwar etwas warm im Saal, aber oft warf der Hausmeister Dorsch mitten in einer schönen Arie Holzstücke oder Briketts in die Öfen, dass es nur so donnerte.

Der Saal war auch Heimstatt des Volkschores, vieler sangesfreudiger Lunzenauer, die sich anfangs unter der Leitung von Herrn Vogel zusammengefunden hatten, dort probten, Konzerte gaben und ihre beliebten Sängerbälle durchführten.

Die Jugend der großen Betriebe organisierte dort ihre Tanzabende. Es spielte das „Klingende Herz“ oder die Betriebskapelle der „Möplü“ und sogar die Orchester von Kurt Henkels und Karl Walter gaben sich die Ehre.

Bei der Feuerwehr war es Tradition, dass über viele Jahre am 1. Weihnachtsfeiertag der Feuerwehrball im großen Saal stattfand.

Etliche Generationen von Schulabgängern feierten dort ihre Jugendweihe und selbst Sitzungen des Kreistages Rochlitz fanden statt.

Auch die Faschingsveranstaltung im kalten Winter 1956 wird so mancher noch nicht vergessen haben.

Und so könnte man noch so manches aufzählen, aber ich denke, viele Lunzenauer, vor allem die Älteren, haben ihre eigenen Erinnerungen an das ehemalige Hotel „Goldene Sonne“.

Ältere Lunzenauer Bürger erzählen

Inge Milkau

Rückblick in die Vergangenheit: -Aus der Kinder- und Jugendzeit berichtet. Einige Seiten im Buch der Zeit zurückgeblättert erkenne ich die Jahre von 1935 bis 1939. Es sind die Jahre meiner Kinder und Jugendzeit. Eine der schönsten Zeit für uns damalige Kinder.

Allerdings auch eine Zeit der Einschränkungen, denn Krieg, Angst, Hunger, Kälte und Krankheiten waren anfänglich die Begleiter in unserer Kindheit.

Unsere Spielplätze befanden sich im Umgebungsbereich des Lunzenauer Freibades, der Kellermühle und der Zingelmühle. Letztere Mühle war eine Schneidemühle, und um diese hier darzustellen möchte ich dazu ein paar Worte erwähnen.

- Die Schneidemühle in Lunzenau -

Das Sägewerk mit Holzhandlung wurde im Jahr 1857 von Conrad Bauer gegründet. Angeschlossen war dem Betrieb ein Lager mit Bau- und Tischlermaterial. Verarbeitet wurde auch polnischer Kiefer. Man stellte Hobeldielen und diverse zugeschnittene Kanthölze her. Lohnzuschnitte privater Anlieferungen waren Bestandteil der Arbeiten des Betriebes. Die Schneidemühle brannte 1907 nieder, wurde aber vom Eigentümer Bauer und seinen beiden Söhnen Georg und Willi neu aufgebaut. Diese beiden Söhne waren es auch, welche nach dem Tod vom Vater das Sägewerk übernahmen und unter fleißiger Mithilfe der Mutter Anna weiter führten. Rechts und links aufgereiht lagerten auf dem Holzplatz die gekennzeichneten Holzstämme. In der Mitte des großen Areals befanden sich die Schienen mit einer offenen Lore zum Transport der Holzstämme. Diese wurden darauf mit Bauklammern fest verankert, um dann das Ganze mittels einer Winde zu den Sägegattern hoch zu ziehen. Die Sägegatter der Schneidemühle standen im oberen Stockwerk des Gebäudes und wurden mittels Wasserrad betrieben, später erfolgte der Antrieb mit Elektrizität. Je nach Auftrag wurden aus den Stämmen Bretter gesägt und gehobelt. Rester des Zuschnittes wurden zu Feuerholz geschnitten, und da es kaum Kohlen gab, war dieses mit den Spänen sehr begehrt. Im untersten Bereich des Gebäudes, dem Maschinenraum, befand sich eine Dampfmaschine, deren Einsatz erfolgte bei Wasserknappheit und wurde von Mutter Anna gut eingeheizt, denn es war ihre Aufgabe. Wir Kinder halfen oft dabei und da sie gut erzählen konnte, hatten wir allerlei Interessantes zu erfahren. Im Maschinenraum wurden aus noch verwendbarem Abfallholz verschiedene Dinge hergestellt, das waren z.B. Holzklammern oder Käsekisten aus dünnen Brettchen für die Molkerei. Die größeren Kinder halfen dabei mit, dafür gab es dann einen Sack Holz als Lohn. Im Jahr 1960, beide Brüder waren verstorben, wurde die Schneidemühle abgerissen, denn es fand sich kein Nachfolger. Aus der Zingelmühle von 1928 wurde wieder ein landwirtschaftliches Gut, aber der Volksmund spricht noch immer von der Zingelmühle. Auch die Kellermühle landwirtschaftlich betrieben, stellte ihren Betrieb ein. Zu heutiger Zeit betreibt Frau Dr. Gabriele Böttger hier eine Arztpraxis. Wo die Schneidemühle stand ist ein leerer Platz, auch das Lunzenauer Freibad existiert mittlerweile nicht mehr und nur noch Erinnerungen bleiben von dort, wo ich einst meine Kindheit verbrachte und wohnte.

Die Papiermühle zu Lunzenau

Heiner Unger

Im Jahre 1663 siedelte sich der Papiermacher Hans Müller in Lunzenau an und errichtete im Elsbachtal unterhalb des Schafberges in der Nähe des Schafsteiges eine Papiermühle(1). Die Schaftreibe heißt heute „Weg an der Turnhalle“ in Richtung des Reiterhofes Meinig und führt als Feldweg weiter zur Straße zwischen Lunzenau und Arnsdorf. Die als Schafsteig bezeichnete Brücke existiert nicht mehr. Sie befand sich an der heutigen Zufahrt zur Turnhalle und der VW-Werkstatt und überquerte den Mühlgraben der Papiermühle.

Grundvoraussetzung für die Papierherstellung war Wasser. Es wurde 3-fach benötigt:
Als Energiequelle für den Antrieb eines Mühlrades, als Hilfsmittel für den Transport der Fasern und als Medium für das Vermengen der Rohstoffe.
Die Papiermühle nutzte das Wasser des Forellenbaches, dessen Einzugsgebiet auf der Flur Richtung Arnsdorf liegt. Unmittelbar vor der Mündung des Forellenbaches in den Elsbach wurde das Wasser parallel zur Straße Lunzenau - Elsdorf zur Mühle geleitet.

In den ersten drei Jahren ihres Bestehens wurde die Papiermühle nicht mit Steuern belegt. Nach Ablauf dieser Zeit mussten dann ab Walpurgis 1666 (25. Februar) als Zins jährlich 4 Ries Schreibpapier und 1 Ries Kanzleipapier an das Amt Schönburg und 2 Ries an die Stadt Lunzenau entrichtet werden (1). Ein Ries waren 480 Blatt Schreibpapier.

Die Papiermühle wechselte in der Folgezeit wiederholt den Besitzer.

1692 verkauft der Enkel des Gründers, Papiermacher Johann Müller die Papiermühle für 600 Gulden an Johann Elias Schneider, Schönburgischer Rat und Amtmann (2).

1707 verkauft Johann Elias Schneider, inzwischen Königlicher Polnischer und Churfürstlicher Kommissarius in Rochsburg, die Mühle an Christian Laux, Bürger und Papiermacher zu Lunzenau für 850 Taler (2).

1731 kauft Johann Christoph Herrmann aus Neukirchen die Papiermühle von Christian Laux für 1000 Meissn. Gulden. Er ist verheiratet mit Anna Maria Fritsche aus Rudelswalde (2).

1740 verkauft Johann Xopherus Herrmann, vermutlich Sohn des Johann Christoph Herrmann, für 900 Meissn. Gulden die Papiermühle an David Schmidt, Papiermacher aus Penig.
David Schmidt ist seit 1736 mit Anna Regina Keferstein aus Bräunsdorf verheiratet.
Er ist Schwager des Johann Christian Keferstein und seit 1729 Betriebsführer in der Papiermühle Penig (3).

1774 kauft der Sohn von David Schmidt, Carl David Schmidt, die Papiermühle samt Wohnhaus, Garten und Feld für 1200 Meissn. Gulden (2).

1808 verkaufen die Witwe des verstorbenen Carl David Schmidt, Marie Friederike, geborene Dossin, und ihre Tochter Henriette Friederike die geerbte Mühle an den einzigen Sohn und Bruder Carl Heinrich Schmidt für 1500 Gulden (2).

1815 quittiert die Schwester des Carl Heinrich Schmidt, inzwischen mit dem Papiermacher Xian Ludwig Franke aus Burgstädtl bei Zwönitz verheiratet, den Erhalt ihres Erbteiles (2).

1831 erfolgt die Versteigerung der Papiermühle mit allen Grundstücken. Der Besitzer der Papiermühle zu Einsiedel bei Chemnitz, Xian Ludwig Franke, erwirbt das Anwesen für 3102 Taler (2).

1832 gibt Franke sein Erstehungsrecht an Xiane Sophie Schmidt, geborene Dietrich aus Lunzenau, ab. Sie ist die Ehefrau des Papiermachers Carl Heinrich Schmidt (2).

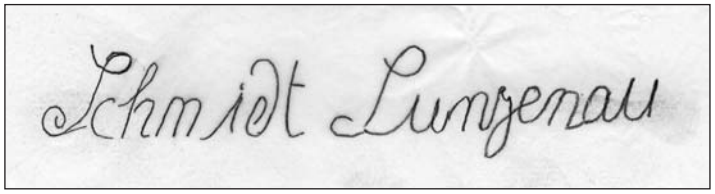
1842 verkauft Xiane Sophie Schmidt die Papiermühle an ihren ältesten Sohn Eduard Ludwig Schmidt für 4000 Taler. Er ist Papiermachergeselle in Lunzenau (2).

Wie lange dieser die Papiermühle betrieb oder wer der folgende Besitzer war, ist nicht bekannt. Die Spur verliert sich.

Der Nachweis der erfolgreichen Arbeit einer Papiermühle ist anhand von Produkten derselben, alten Papiermustern, möglich. Wasserzeichen im Papier geben uns Auskunft über dessen Herkunft. Sie wurden Ende des 13. Jahrhunderts in Italien eingeführt. Im durchscheinenden Licht treten sie als

Wappen, Bildzeichen und Buchstaben oder ganzen Worten auf. Sie geben damit Auskunft über die Papiermühle, eventuell den Besitzer und damit den Zeitraum der Herstellung des Papieres.

Bisher waren zwei Dokumente bekannt, die das Wasserzeichen „Schmidt“ und „Lunzenau“ in Schreibschrift tragen. Das eine befindet sich im Archiv von Technocell Dekor, Werk Penig (der Papierfabrik Penig).
Das andere ist im Besitz eines Wasserzeichensammlers und ist ebenfalls 1823 ausgefertigt.



Schriftzur der Wasserzeichens in den Dokumenken von 1823

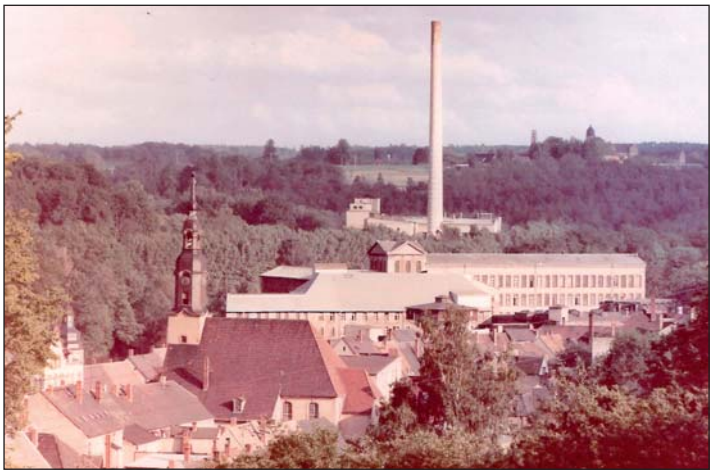
Recherchen in alten Kirchenbüchern des Pfarramtes Lunzenau brachten zwei weitere Wasserzeichen ans Tageslicht. Mehrere Blätter tragen das Wasserzeichen „DS“, welches David Schmidt, Besitzer der Papiermühle 1740 -1774 zugeordnet werden kann.
Ein Blatt zeigt das Wasserzeichen „CDS“, was auf den Besitzer ab 1774, Carl David Schmidt, hinweist. Diese Papiere haben ein Format von 32,5 x40 cm.
Über die Größe bzw. Leistungsfähigkeit der Papiermühle kann man nur spekulieren. In einem Steuerverzeichnis von 1726 sind in Lunzenau 117 Hausbesitzer vermerkt, darunter „1 Papiermühlenbesitzer“ und „1Papiermachergesell“ (1). Wenn man annimmt, dass aus einer Bütte geschöpft wurde, waren insgesamt 10-15 Personen beschäftigt. Sie produzierten je Tag etwa 40-60 kg Papier im Format von ca. 33x40 cm.
Auch über die Ursache des Niederganges der Papiermühle liegen keine Informationen vor. Denkbar sind großer Konkurrenzdruck, aber auch Rohstoffmangel.
1799 wurde die Papiermaschine erfunden. Aus den ersten Anfängen entwickelten sich in den folgenden Jahrzehnten im Vergleich zur Handschöpferei leistungsfähige Anlagen. Bereits 1835 erfolgte in Penig die Aufstellung der ersten Papiermaschine. Sie produzierte etwa 400-500 kg/Tag. Aus dieser vergleichsweise großen Leistung von Papiermaschinen stieg der Rohstoffbedarf sprunghaft. Eine große Lumpenknappheit war aber auch durch die langjährigen Kriege, die mit der Völkerschlacht bei Leipzig ein Ende fanden, zu verzeichnen. Die Bevölkerung war dezimiert und verarmt. Dies wirkte sich auch auf das Lumpenaufkommen aus. Dazu kam, dass für das Lumpensammeln Lizenzen für Sammelgebiete vergeben wurden, worum zwischen den Papiermüllern heftig gestritten wurde. Die Mühle hat bis nach Ende des 2. Weltkrieges als Getreidemühle und Quetsche für Viehfutter gedient (4). Der Mühlgraben wurde Ende der 50-er Jahre des 20. Jh. mit Aushub von Wohnungsbaumaßnahmen verfüllt. Sein Verlauf lässt sich nur noch erahnen. Die Gebäude auf dem ehemaligen Mühlenareal musste 2004 neuen Gebäuden weichen.

alte Mühlengebäude im Frühjahr 2004

Quellen
(1) Dr. Hermann Löscher, Geschichte der Stadt Lunzenau, 1933 (2) Recherchen Dora Doss (3) Wolfgang Schlieder, Besitzer und Papiermühlen in Sachsen und angrenzenden Gebieten, IPH-Sonderband 1, 1993 (4) Otto Lorenz, Ortschronist, mündliche Informationen

10 Jahre nach dem Abriss der Möbelstoffweberei Lunzenau

Rolf Reißig



Als genau vor 10 Jahren monatelang Bagger, Kräne und Abrissbirnen rumorten, war das Ende der Möbelstoff- und Plüschweberei gekommen und sämtliche Fabrikgebäude wurden niedergerissen. Bereits 1991/1992 musste der Betrieb schließen, weil nach der Wende plötzlich die Absatzmärkte wegbrachen und keiner mehr Gebetsteppiche und andere Stoffe auf marktwirtschaftlicher Basis kaufen wollte.

Von der plötzlichen Arbeitslosigkeit waren auch Beschäftigte aus dem Lunzenauer Umfeld, wie Obergräfenhain, Langenleuba-Oberhain, Narsdorf und Geithain betroffen. In den 50er und 60er Jahren kamen sie mit dem Fahrrad bei Wind und Wetter zur Schichtarbeit. Glücklich waren einige Geithainer, die ein Moped oder eine 125er RT ihr Eigen nennen durften. Trotz aller Strapazen war bei den mitternächtlichen Heimfahrten meist gute Laune angesagt. Hatte jemand eine Panne, so halfen alle mit, diese zu beheben und erst danach fuhr man gemeinsam weiter. Da ging es den aus Richtung Rochlitz und Penig Kommenden wesentlich besser, denn sie konnten die Muldentalbahn benutzen.
Viele Jahre später, mit Einführung des Werksverkehrs, verbesserte sich endlich die Lage der auswärtigen Betriebsangehörigen.
Verschwunden ist die Weberei schon, aber noch längst nicht aus dem Gedächtnis gestrichen. Denn so ohne weiteres wollten wir ehemaligen Meister nicht einfach alles der neuen Zeit opfern, was jahrzehntelang unser Leben bestimmte. Deshalb treffen wir uns schon seit fast 20 Jahren zum sogenannten „Meistertag“ , früher ein Rapportsystem, wo man vor dem Werkleiter Probleme der Produktion diskutierte, jetzt eine illustere Runde, in der die Vergangenheit in heiterer und besinnlicher Form nacherlebt wird. Sowohl positive wie auch negative Begebenheiten werden dabei tiefgründig erörtert. Unter anderem der aufopferungsvolle Kampf gegen das Hochwasser von 1954, als bestimmte Säle geräumt werden mussten und die letzten Einsatzkräfte spät abends nur noch über die Dächer der Papierfabrik das Webereigelände verlassen konnten, um zur Karl-Marx-Straße zu gelangen, da der Haupteingang am Portierhaus bereits unter Wasser stand.
Aber auch ein dunkles Kapitel Webereigeschichte bleibt bei den offenherzigen Gesprächen nicht unerwähnt, nämlich der Schikanen, denen diejenigen Jugendlichen durch die Parteifunktionäre der SED ausgesetzt waren, die nicht freiwillig in die Reihen der KVP (Kasernierten Volkspolizei, dem

Vorläufer der Volksarmee) eintreten wollten. Sie wurden an ihrer beruflichen Weiterentwicklung gehindert und mit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht verbrachten sogar zwei Wehrdienstverweigerer jeweils zwei Jahre hinter Gittern! Auch das waren die Segnungen des Sozialismus.
So verwunderte es niemand, dass sich gerade in den 50er Jahren zahlreiche Jugendliche für ein anderes Leben im Westen Deutschlands entschieden. Nicht selten erlebten wir bei Antritt der Frühschicht, dass mal ein Webstuhl unbesetzt blieb, weil dessen Betreiber über Nacht die Republik verlassen hatte.

Umso lieber widmen wir uns jedoch heiteren Themen, die unter „Pleiten, Pech und Pannen“ einzustufen sind. Beispielsweise das Missgeschick eines jungen Doppelplüschwebers, hinter dessen Rücken in der Unterware sich ein hühnereigroßes Loch so langsam hocharbeitete. Hervorgerufen durch einen Zusammenzug der Webware, die vom Plüschmesser erfasst und aufgeschnitten wurde. Ein findiger Kollege rannte schnell nach draußen, pflückte einen Strauß Butterblumen und steckte diesen in das entstandene Loch. Danach forderte er den Betroffenen auf, ab und zu auch die Rückseite seiner Ware zu kontrollieren. Blankes Entsetzen erfasste den armen Schlucker, als er sein Malheur erblickte.
Die Saalmeister zeigten sich aber auch nicht immer von ihrer besten Seite. Musste an einer Webmaschine eine Reparatur durchgeführt werden, so wurde der betreffende Arbeiter, wenn er in beruflichen Dingen noch sehr unerfahren war, in die Betriebstischlerei geschickt, um einen Fadenhobel zu holen (so ein Werkzeug gibt es natürlich nicht)! Die Tischler, zu jedem Schabernack bereit, gaben daraufhin dieser Person irgendeinen möglichst schweren Gegenstand, den diese auf den Websaal schleppen musste. Mit scheinheiliger ernster Miene nahm der Meister das Utensil entgegen. Das verstohlene Grinsen der anderen Kollegen hinter ihren Webstühlen möchte ich gar nicht erwähnen.

Es sollte also keiner behaupten, dass es in der DDR nichts zu lachen gab, was den tristen Alltag etwas aufhellte.
Auch der 1. Mai war stets ein besonderer Tag. Bevor die Demonstration begann bekam zunächst jeder Teilnehmer eine Bockwurst und 3.- Mark als Anreiz ausgehändigt. Nach Beendigung des Umzuges traf man sich im Speiseraum des Betriebes. Die HO - Verkaufsstelle und die Werksküche waren bereits geöffnet, wodurch sich nun ausgiebig feucht- fröhlich feiern ließ. Das Betriebsblasorchester kam ebenfalls von ihrem Marsch zurück, wechselte die Noten und spielte anstelle Kampflieder nun „Rosamunde“.
Das Küchenpersonal brachte trotz der wirtschaftlichen Misere immer etwas Außerplanmäßiges auf den Tisch. Gab es Schwierigkeiten, so machte Liesbeth Kaspar, unsere Wirtschaftsleiterin, auf der SED-Kreisleitung so lange Rabatz, bis man ihren Forderungen nachkam, um das keifende Weib schnellstens wieder loszuwerden. Denn für ihre Arbeiter tat Liesbeth alles und hatte vor niemand Respekt.

In ähnlicher Weise verlief auch der Frauentag. Nur betätigten sich an diesem 8.März noch zusätzlich einige Männer als Mundschenk, um den kulinarischen Wünschen ihrer Kolleginnen nachzukommen.
Wenn immer wir an diese Zeit zurückdenken und mit Fotos und Schriftmaterial die vergangenen Jahrzehnte dokumentieren, die Weberei gibt es wahrscheinlich nie wieder und unsere Nachkommen werden die jahrhundertealte Tradition des Lunzenauer Leineweberhandwerks, das einst die ganze Region prägte, lediglich im Stadtarchiv und im Heimatmuseum nacherleben können.

Die traurige Geschichte vom Lunzenauer Milchmädchen Marie

Eugen Zschage, Burgstädt

Verlassen wir die kleine Muldestadt Lunzenau in Richtung Obergräfenhain, dann erreichen wir nach kurzer Zeit den höchsten Punkt der Stadt, den sogenannten „Biesig“.
Der Burgstädter Heimatforscher Ulrich Kunz schrieb über diese kleine Naturidylle folgende Zeilen:
„Ein Panorama seltener Art, das eine deutliche Abgrenzung der Leipziger Tiefebene und dem mittelsächsischen Bergland bietet, ist in unserer engeren Heimat zu bewundern. Ein Besuch des Aussichtspunktes, welcher nicht weit von Lunzenau entfernt liegt, lohnt sich. Beim Verweilen auf dem „Biesig“ kann man sagen: „Sieh das Gute liegt so nah.“ Für die moderne Gestaltung der Biesighöhe gehört den Stadtvätern von Lunzenau ein Dankeschön.“
Dem ist eigentlich nichts hinzuzufügen. Bei guten Sichtverhältnissen kann man von dieser Anhöhe aus unser ganzes schönes Heimatland neu entdecken. Doch dieses wunderschöne Stückchen Erde wurde vor über 100 Jahren Schauplatz eines schrecklichen Verbrechens.
Es war zu einer guten Tradition geworden, dass in Lunzenau täglich Frischmilch angeboten wurde. Diesen Dienst verrichtete ein junges, hübsches Mädchen im Alter von 18 Jahren. Sie war auf dem nahegelegenen Kleinschlaisdorfer Rittergut angestellt. Für Erwachsene und Kinder war es ein tägliches neues, schönes Ereignis, wenn Marie mit einem von einem Kleinpferd gezogenen Wägelchen in die Stadt rollte. Doch kurz vor Weihnachten, am 16. Dezember 1900, kamen zum Schrecken der Einwohner Pferd und Wagen ohne Milchmädchen am Milchverkaufsstand an. Man vermutete ein Unglück und machte sich auf die Suche nach Marie. Blutüberströmt lag das junge Mädchen am Waldrand des „Biesig“. Sie röchelte noch, konnte auf Befragen keine Antwort geben und verschied nach kurzer Zeit. Marie wurde durch mehrere Messerstiche brutal verletzt und der Schädel wurde ihr eingeschlagen - ein schrecklicher Meuchelmord! Der Tatort wurde abgesperrt und durchsucht. Leider ohne Erfolg. Verdächtige Personen konnten ihre Unschuld beweisen und wurden wieder freigelassen.
Da Marie aus Oschatz stammte, wurde ihr Leichnam Tage darauf zur Überführung zum Bahnhof Lunzenau gebracht. Hunderte Lunzenauer standen Spalier als der Leichenzug, gefolgt von der Herrschaft und den Bediensteten des Rittergutes Kleinschlaisdorf, unter feierlichem Glockengeläut zum Bahnhof zog.
Trotz ausgesetzter Belohnung wurde der Täter nie ermittelt. Verbrechen wie Mord, Raub und Totschlag sind so alt, wie die Menschheit selbst. Von derartigen Entgleisungen blieb, wie man sieht, auch unsere Heimat nicht verschont.
Ein Bericht in den „Muldentaler Nachrichten“ Jahrgang 1900 gab mir den Anstoß, dieses schreckliche Ereignis nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.
Vielleicht könnte eine am „Biesig“ aufgestellte kleine Tafel an das Lunzenauer Milchmädchen erinnern. Dann hätten sich die Lunzenauer Stadtväter ein zweites Dankeschön verdient.

Gesangsverein „Concordia“

Gerd Zschämisch

Nach dem Artikel vom “ Doppelquartett Lunzenau 21” im Heimatblatt, ist ein Bericht über den Männerchor “Concordia” interessant. Einzelheiten habe ich den Muldentaler Nachrichten vom 01.-03.07.1933 entnommen.

In den ersten Tagen im Januar 1834 fanden sich acht Männer, einen Verstorbenen als letzte Ehre einige Lieder am Grabe zu singen. Diese Gesänge fanden allgemeines Wohlgefallen unter der Trauergemeinde und dem damaligen Kantor Häberlein. Von diesem Tage an, bemühte man sich, einen Gesangverein zu bilden und so fand schon am 13.01.1834 die Gründung statt. Bei der Benennung des Vereins einigte man sich auf den Namen “Gesangsverein Lunzenau” und die technische Leitung wurde dem Kantor Häberlein übertragen. Das erste Lied, welches eingeübt wurde, war das Volkslied “Hab oft im Kreis der Lieben” von Adalbert v. Chamisso.
Somit wurde unser Muldenstädtchen eine Pflegestätte für das deutsche Lied. Nach einer Reihe von Jahren wurde der Name des Vereins in Männerchor “Concordia” umgeändert. In vielen umliegenden Orten wurden ebenfalls Gesangsvereine gegründet und so folgte im Jahr 1862 die Gründung des Mittelmuldentaler Sängerbundes in Lunzenau.

Von der Gründung bis 1856 sind keine Schriftstücke vorhanden, die ältesten Statuten datieren vom 07.02.1857. In den Jahren 1877 und 1932 sind diese Satzungen abermals geändert und der Jetztzeit angepasst worden.

Wenn auch der Männergesangverein “Concordia” sich stets ein schlichtes Wirken vorzog, so fand das deutsche Lied eine echte Pflegstätte und jeder Sänger huldigte dem Wahlspruch: “Wo man singt, da lass dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder”. Nicht nur im Vereinslokal gab man sein Können zum Besten, sondern auch bei Vereinsvergnügen und Sängerfesten. So errang die “Concordia” beim Bundesfest in Wittgensdorf für hervorragende Leistung den noch jetzt im Besitz befindlichen Dirigentenstab. Am 13.01.1884 wurde das 50jährige und am 14.02.1909 das 75jährige Jubiläum gefeiert. Außer den alten Sangesbrüdern verfügt der Verein über einen Stamm junger Sänger, welche sich bei jeder Gelegenheit für das deutsche Lied einsetzen. Die gegenwärtige technische Leitung liegt in den Händen des Herrn Lehrer Mehlhorn. Die Vereinsleitung besteht aus den Sangesbrüdern Rudolf Fischer (1. Vorstand), Max Jordan (1. Kassierer), Richard Schlimper (1. Schriftführer) und Paul Friedrich (1.Notenwart).

„Wo Musik war, hatte ich gern eine Bleibe.“

Kerstin Ulke

Im Heimatblatt 2008 las ich den Artikel
„Zur Geschichte der Kapelle PAUL SCHNEIDER”, Lunzenau und fand doch den Namen meines Großvaters, Herrn Herbert Berthold, als Geiger erwähnt.

In den persönlichen Aufzeichnungen meines Großvaters konnte ich unter oben genannter Überschrift folgendes erfahren: Mein Großvater war von der Musik schon in jungen Jahren begeistert. Bei einem Weihnachtsfest hatte er sich eine Geige gewünscht. Leider ging der Wunsch nicht in Erfüllung, sondern er musste sich mit einer Akkordzither begnügen. Nach seiner Schulentlassung (1924) sparte er sich das notwendige Geld zusammen und kaufte sich endlich seine Geige. Bei einem Briefträger in Köthensdorf, welcher beim Militär 12 Jahre lang verschiedene Instrumente gespielt hatte, nahm er ab und zu Geigenunterricht. Als junger Bursche ging er dann in verschiedene Tanzlokale wie das „Erbgericht” in Göppersdorf, „Feldschlösschen” in Burgstädt, „Bellevue” in Taura u.a. In diesen Tanzlokalen spielten größere und auch sehr gute Kapellen zum Tanz auf. Der öffentliche Tanz begann um 16.00 Uhr und endete nachts um 24.00 bzw. 01.00 Uhr. Der Eintritt kostete 0,50 Mark und ein Tanzbändchen kostete 1,00 Mark. Für eine einzelne Tour wurden 0,05 Pfennige kassiert. Die Kapelle welche von Herrn Paul Schneider geleitet wurde und seinerzeit oft im „Lindenhof” in Markersdorf spielte, wurde von der tanzlustigen Jugend damals am meisten aufgesucht. Die Jugend von damals war immer froh gelaunt, wurden doch Lieder gespielt mit einfachen Texten, die man mitsingen konnte. Einige dieser Lieder hat mein Großvater selbst noch bis ins hohe Alter im Gedächtnis behalten und auch aufgeschrieben. Damals (1925 - 1933) konnte man auch schnell den Tanzboden wechseln. Fuhren doch aller halben Stunden Linienbusse von Limbach bis Mittweida und umgekehrt. Im Tanzlokal „Erbgericht” in Göppersdorf drehte sich beim Tanzen eine Silberkugel an der Decke, im „Bellevue” gab es ein Leucht-Glasparkett und im „Lindenhof” buntes Scheinwerferlicht beim Walzertakt. Beruflich verschlug es dann meinen Großvater nach Lunzenau. Im kleinen Muldenstädtchen war jeden Sonntag im „Sächsischen Hof” öffentlicher Tanz und angenehmer Dielentanz im „Muldenschlösschen”. Auch der Gasthof in Cossen wurde von meinem Großvater erwähnt, denn dort traf sich über viele Jahre hin die tanzlustige Jugend aus der näheren und weiteren Umgebung. Mitunter fanden sich bei den Tanzabenden an Sonntagen auch ältere Leute ein und wagten ein Tänzchen. Die Anwesenheit älterer Leute erregte seinerzeit keinen Anstoß. Mein Großvater hat die Zeit damals als sehr lebhaft und vor allem als gesellig beschrieben. Man nutzte wohl jede Gelegenheit, um ein Fest oder eine Veranstaltung zu organisieren und vor allem man nutzte jeden Anlass, um die Geselligkeit zu pflegen.

Mein Großvater Herbert Berthold

Selbst in der späteren Familie Berthold wurde weiter musiziert. Mein Großvater animierte meinen Onkel Siegfried zu musizieren, dieser erlernte das Akkordeon und so wurde an manchem Abend Hausmusik gespielt.
Ja, dass war eine andere Zeit. Schade ist, dass ich aus den Aufzeichnungen meines Großvaters nicht erfahren konnte, von wann bis wann er in der Kapelle des Herrn Paul Schneiders spielte und wo er überall für „gute Musik“ sorgte. Eines habe ich aus dieser Zeit und von ihm aber noch im Besitz: die Geige! Schade, dass sie mir nichts mehr davon erzählen kann!

Sächsische Swinglegenden

Wolfgang Bönitz

Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges öffneten sich die Barrieren, die die Nazis vor die von ihnen unerwünschte, verfolgte und verbotene Musik aufgebaut hatten. Es war plötzlich wieder möglich Musik von Komponisten wie Gustav Mahler, Arnold Schönberg, Kurt Weill, Friedrich Hollaender und Paul Abraham zu hören, die wegen ihrer jüdischen Herkunft über ein Jahrzehnt offiziell untersagt war. Und da waren auch neue Klänge - die man bisher nur über verbotene Sender empfangen konnte, weil es „Musik des Feindes“ war - ganz offiziell in den häuslichen Lautsprechern zu hören. Im westlichen Sachsen, das von den Streitkräften der US - Army zeitweilig besetzt war, hörte man diese Musik aus allen Lautsprechern der Soldaten in Jeeps und aus den Unterkünften der US- Army. Es waren die Melodien die, von Benny Goodman, Duke Ellington, Stan Kenton und vor allem Glenn Miller gespielt, von den jungen Leuten sofort aufgenommen, gepfiffen und gesummt wurden. Die sich unverzüglich formierenden vielen Tanzkapellen kamen nun dem Wunsch nach Lebensfreude und dem glücklichen Empfinden, den Krieg lebend überstanden zu haben, nach. Sie suchten fleißig Noten und schrieben viele der für sie neuen Melodien sogar nach Gehör auf. Gastwirte, die über entsprechende Räumlichkeiten verfügten, warben mit Tanzveranstaltungen an zahlreichen Abenden, aber am Wochenende auch schon an Nachmittagen. Und die Jugend kam und lernte das Tanzen schnell, wobei manche Kapellen anfangs noch ein Schild mit der Bezeichnung des angesagten Tanzes auf die Bühne stellten, damit jeder wusste, dass das jetzt ein Foxtrott oder ein Tango war! Aber das Gehör und die Bewegungen der Tanzenden waren flink gereift, lange brauchte man solche Hilfsmittel nicht. Melodien wie „American patrol“, „In the mood“ und „Chattanooga Choo Choo“ oder „Oh Lady be good“ waren bald so beliebt, dass sie von den Orchestern immer häufiger - oft mehrmals am Abend - gespielt wurden.
In unserer Region waren die Kapellen Guido List, Eddi Degen, Gerhard Stein und Tromba sehr beliebt; ein etwas größeres Orchester wurde von Gerhard Wagner geleitet. Alle waren sehr angesehen und besonders Gerhard Wagner hinterließ mit der umfassenden Orchesterbesetzung (vier Trompeten, drei Posaunen, vier Saxophone, voll besetzter Rhythmusgruppe) einen sehr dynamischen Eindruck. Er spielte dann auch vorwiegend alle Titel der ihm als Vorbild dienenden großen Big Bands. Die „Tanzzentren“ waren immer bei Veranstaltungen überlaufen und ein ständiges Thema war für uns in der laufenden Woche: Wo geht man am Wochenende hin? Da gab es das „Schützenhaus” in Penig, das „Kaffee Mohrmann” in Tauscha, den „Goldenen Löwen“ und das „Cafe Hertel” in Burgstädt, die „Pfütze“ in Dittmansdorf, den „Sächsischen Hof“ und die „Sonne“ in Lunzenau und natürlich den sehr beliebten Gasthof in Cossen. Es waren vor allem drei Orchester, die in unserer Region einen besonders starken Widerhall beim Publikum fanden. Das Orchester Wolfgang Grellmann konnte sich mit dem Zusatz „Orchester des Senders Chemnitz“ schmücken und spielte nicht nur Tanzmusik, sondern auch gepflegte allgemeine Unterhaltungsmusik. Es hatte großen Zulauf und das nicht nur bei ganz jungen Leuten, sondern auch bei der älteren Generation. Als es 1949 einmal in Lunzenau in der „Sonne“ ein Konzert gab, waren alle Eintrittskarten im Vorverkauf schon vergriffen und ich stand am frühen Abend etwas ratlos vor dem Gasthof als der Bus mit dem Orchester eintraf. Ich konnte meine Chance nutzen und half den Musikern unaufgefordert beim Transport der

Instrumente über den Hintereingang auf die Bühne. Damit gelangte ich in den Saal und das ohne Eintritt zu zahlen. Ich hoffe, meine Sünde ist mittlerweile verjährt! Einen sehr starken Zulauf hatte das Orchester Karl Walter mit seiner akkuraten, eindringlichen und vitalen Interpretation der Swingmusik. Es spielte die Melodien gegenüber anderen Orchestern fetziger, fordernder, begeisternder und motivierender und verfügte über eine ganze Anzahl herausragender Musiker und Solisten. Als es einmal im „Sächsischen Hof" in Lunzenau an einem Werktag zum Tanz spielte, kamen meine Mitschüler aus der Berufsschule in Burgstädt mit dem Fahrrad und nahmen gern je eine Stunde für Hin- und Rückfahrt, in Kauf nur um das Orchester und seine Solisten zu hören! Ich besuchte einmal einen Tanzabend im „Deutschen Haus" in Burgstädt und obwohl sonst ein leidenschaftlicher Tänzer, setzte ich mich auf die Empore und hörte Karl Walter am ganzen Abend nur zu. Die in den ersten Nachkriegsjahren geübte Duldung dieser Musik durch die Behörden, ließ aber mit der Verschärfung des Ost-Westverhältnisses ab 1948 stark nach - man nannte sie nun „amerikanische Unkultur" - und Karl Walter hatte als Orchesterleiter viele deprimierende Erlasse zu erdulden und zeitweilig sogar Auftrittsverbot. Als ich bei einem Messebesuch 1952 in Leipzig im „Felsenkeller" die Chance zum Besuch eines Tanzabends mit dem Orchester Karl Walter nutzte, liefen bestellte Aufpasser zwischen den Tanzenden umher, fassten diese an der Schulter und kritisierten laut „So ward hier nich gedanzd, sonst musste naus!" Erstaunt las ich 1949 an der Eingangstür zum Saal im „Schützenhaus" in Lunzenau ein offizielles Plakat der Kreisbehörde, dass jeder dritte Tanz ein Walzer, eine Polka oder ein Rheinländer sein solle. Zum Glück hielten sich die Kapellen überhaupt nicht daran, sie hätten sich ja nur lächerlich gemacht. Bei vielen älteren Leuten allerdings stieß die, uns junge Leute begeisternde Musik, auch auf Ablehnung und die Bemerkung, das sei „Nächermusigg". Karl Walter und sein gesamtes Orchester hielten den behördlichen Druck bis April 1954 aus, dann gingen sie geschlossen nach Westberlin und später nach Hamburg, wo sie überall begeistert empfangen wurden. Die herausragende Tanzmusikformation in Sachsen war das Orchester des Senders Leipzig unter der Leitung von Kurt Henkels. Er war schon 1947 mit der Leitung des Orchesters betraut worden und konnte es in seiner besten Zeit mit allen Big Bands der Welt aufnehmen. Kurt Henkels war es auch gelungen, die besten Solisten in Ostdeutschland nach und nach in seinem Orchester zu vereinigen und hatte dazu sicher auch in vielerlei Hinsicht mehr zu bieten als die anderen Orchesterleiter. In der Vorweihnachtszeit 1949 trat das Orchester einmal zu einem Tanzabend im „Schützenhaus" von Penig auf. Mit einigen Freunden fuhr ich an diesem Werktag mit dem Zug nach Penig und wir genossen den Abend sehr. Ich wollte mir noch ein Autogramm des Sängerpaares, Irma Baltuttis und Fred Frohberg geben lassen, doch Frohberg, der ein steifes Bein aus dem Krieg zurück behalten hatte, war gerade auf einer Treppe schmerzhaft gestolpert, da habe ich es sein lassen. Zurück nach Lunzenau mussten wir allerdings bei ziemlich unangenehmem Winterwetter laufen, aber das hat uns damals noch nichts ausgemacht! Was wirklich zählte: Kurt Henkels und sein Orchester an einem langen Abend erlebt!! Und welche großartigen Solisten hatte das Orchester! Zu nennen u. a. ist der Trompeter Walter Eichenberg; der Thüringer besuchte die Musikschule in Zschopau gemeinsam mit dem Schlagzeuger des Orchesters, Fips Fleischer aus Hohenfichte; er kam schon 1947 zu Kurt Henkels, nachdem er bis dahin bei Karl Walter gespielt hatte. Nach dem Weggang von Henkels nach Hamburg leitete er ab 1961 das Orchester und blieb bis 1989 dessen Chef. Ein großartiger Klarinettist war der Leipziger Rolf Kühn, der 1946 schon mit 17 Jahren zu Henkels kam. Ab 1950 wechselte er zum RIAS - Tanzorchester und galt von 1954 bis 1956 als „Bester Klarinettist Europas". Er ging 1958 in die USA und spielte bis 1960 bei Benny Goodman, danach bei Tommy Dorsey. Dann kehrte er nach Deutschland zurück. Ein wunderbarer Saxophonist war Werner Baumgart, der als Satzführer und Arrangeur, aber vor allem als Solist immer großen Beifall erhielt. Er hatte wohl Freunde in unserer Gegend, denn ich habe ihn einmal in fröhlichster Stimmung erlebt, als er in Begleitung den Gasthof Cossen besuchte und sich von den Mitgliedern der Kapelle Guido List ein Saxophon erbat, um dann einige Titel als Solist im Orchester mitzuspielen. Großartig die Stimmung, die er damit verbreitete! Er verließ das Orchester Kurt Henkels 1951 und heuerte bei Erwin Lehns im Südwestfunk an. Kaum zu überbieten an Beliebtheit aber war der Trompeter Horst Fischer mit dem Spitznamen „Hackl". Aufgewachsen in Chemnitz, besuchte er von 1945 bis 1947 die Musikschule in Burgstädt, die so genannte „Stadtpfeife". Danach ging er bald zum Orchester Karl Walter - das wohl wider Willen als Reifeinstitut für andere Orchester wirken musste - und dann zum Orchester Kurt Henkels. Horst Fischer war an einem Sonntag geboren und blieb lange Zeit auch, was man ein Sonntagskind nennt. Während seiner Ausbildung an der Musikschule in Burgstädt, trat er schon als Trompeter im Orchester dieser „Stadtpfeife" auf, setzte bis 1949 seine Karriere als Solist bei Karl Walter und danach bei Kurt Henkels fort und entwickelte sich zu einem der besten Trompeter der Welt. Zum Südfunkorchester Erwin Lehns in Stuttgart ging er 1951 und von da in die USA zu Stan Kenton und anderen Orchestern. Er kam aber nach Deutschland zurück und erhielt 1959 die „Goldene Trompete" für eine Million Schallplatten und 24 Welterfolge. Von 1961 bis 1966 spielte er beim RIAS -Tanzorchester unter Werner Müller und dann bis 1971 als Gastsolist bei allen bedeutenden deutschen Tanzorchestern. Anschließend lebte er in der Schweiz und spielte bei der BIG BAND ZÜRICH bis 1976. Damit war aber seine Zeit als Sonntagskind auch vorbei; er ließ sich angeblich von einem Freund zum Alkohol verführen, wurde noch mal für ein paar Jahre trocken, erlitt aber aus nicht mehr feststellbaren Gründen einen Rückfall. Horst Fischer starb verarmt und auch noch an Krebs erkrankt im März 1986 mit knapp 56 Jahren in Köln. Er liegt heute in Adelsberg begraben. Aber welch eine Freude hat er in seiner aktiven Zeit mit seiner Zaubertrompete, mit hohen und höchsten Tönen verbreitet! Wie wunderbar war z. B. seine berührende Interpretation von „CHIRIBIRIBIN"; keiner konnte ihn dabei übertreffen. Wir junge Leute waren immer hingerissen, wenn er wieder mal „schlahzte". Er wurde verehrt, ja geliebt und wenn über Tanzmusik gesprochen wurde, war der „Hackl" ein ständiges Thema. Er war wohl noch in der Musikschule in Burgstädt, als man sich erzählte, er habe mal nach einem Tanzabend ein Mädchen nach Mühlau begleitet. War es ihm langweilig oder konnte er nicht schlafen? Jedenfalls habe er das Fenster geöffnet und mitten in der Nacht ein Solo geblasen. Eine kleine Nachtmusik!

Es ist die Musik unserer Jugend gewesen und wir lieben sie heute noch. Als im April 2003 eine Gruppe Veteranen der US- Armee - die 1945 in unserer Gegend waren - einen Erinnerungsbesuch machte, gab im Peniger Rathaus Bürgermeister Eulenberger einen Empfang, der in einer großartigen Stimmung verlief. Ich kam u. a. mit dem Veteran Charles Themar aus Lewisville (Texas) ins Gespräch und er erzählte mir, dass er und seine Kameraden stets sehr berührt das Lied über Lili Marleen „Vor der Kaserne, vor dem großen Tor...", von Lale Andersen gesungen und vom Sender Belgrad immer abends ausgestrahlt, gehört hätten. Ich sang es ihm leise nochmals vor und sagte dann, dass wir aber ebenso von den Melodien Glenn Millers berührt gewesen seien und nannte „Chattanooga.." als Beispiel. Da packte er meine Hand und wir sangen beide laut den Text des Liedes. Das gefiel ihm so, dass er mich aufforderte: Once again! Und so geschah es, wir sangen mit sehr großem Vergnügen ein zweites Mal!

Vor einiger Zeit besuchte ich ein Konzert des „Glenn Miller Revival" Orchesters unter Leitung von Will Salden. Ich stand an der Garderobe, um meinen Mantel abzugeben, als ich stutzig wurde. Um mich herum nur alte und schon sehr alte Leute. War ich im richtigen Saal? Hatte ich den Termin richtig erfasst? Ja, es stimmte alles. Während des Konzertes beobachtete ich meine Umgebung. Die Augen leuchteten, die Köpfe wippten, die Hände dirigierten, die Füße bewegten sich und jedes Solo wurde frenetisch von den Besuchern beklatscht. Es war eben die Musik unserer Jugend und wenn wir sie nun im Alter hören, dann werden wir wieder jung!

Vor einigen Jahren erhielt ich zum Geburtstag ein kleines Gedicht gewidmet, das wie folgt endet:

...und will die Seele mal verzagen
an grauen nassen Nebeltagen,
vergiss den Kummer, denk nicht dran
und höre dir Glenn Miller an!

Das sollten wir wohl beherzigen!

im Februar 2009

Der Kalkberg in Göritzhain

Peter Spannaus

1870 erwarb Franz Jacob Scheerer aus Darmstadt die in Konkurs gegangene Spinnerei des Ferdinand Buhk in der Niedermühle in Göritzhain und errichtete darin die „Strohstoff-, Papier- und Pappenfabrik Göritzhain, Jakob Scheerer“ In 4 kugelförmigen, dampfbeheizten Kochern (Durchmesser etwa 3 Meter) wurde gehäckseltes Stroh unter Zugabe von Kalk und Soda gekocht. Dadurch konnte die im Stroh vorhandene Zellulose nach Entwässerung und Weiterbehandlung als „Strohstoff“ gewonnen werden. Dieser „Strohstoff“ war der Grundstoff zur Papierherstellung. Das zugesetzte Soda wurde durch Verdampfung zurückgewonnen und der sich abgesetzte Kalk mittels einer kleinen Seilbahn auf der hinter dem Fabrikgelände in der Chemnitz liegende Insel abgelagert. Diese Insel wird auf der einen Seite begrenzt durch die Chemnitz, auf der gegenüberliegenden Seite durch den Mühlgraben. Sie misst in der Länge ca. 500 Meter, in der Breite bis zu100 Meter. Eine kleine gemauerte Bogenbrücke über den Mühlgraben war die Zufahrt. Das Land auf der Insel wurde zusätzlich von der Familie Scheerer auch landwirtschaftlich genutzt, um zum Beispiel Futter für die bis zu 16 Zugpferde der Firma zu gewinnen, später bis etwa 1980 als LPG-Milchviehweide und danach kurzzeitig als Schafweide. Heute liegt das Gelände brach, ist verwildert und verbuscht zunehmend. Die einst befestigte Fahrbahn auf der kleinen Brücke ist zerfallen und nicht mehr nutzbar.
Die Strohstoff-Herstellung wurde 1920 eingestellt und bis dahin wuchsen die abgelagerten Kalkmassen zu einer größeren Halde, dem „Kalkberg“. Auf alten Fotos ist noch deutlich die Halde als großer weißer Fleck zu erkennen. Nach Einstellung der Kalkablagerung siedelten sich im Laufe der Jahre immer mehr Pflanzen darauf an. Heute ist die ehemals weiße Oberfläche völlig zugewachsen, aber an Bruchkanten ist der weißlich-graue Kalk noch deutlich sichtbar.
Mitte der 1960iger Jahre gab es Versuche, die Kalkmasse als Düngemittel bzw. in der Bauwirtschaft zu nutzen. Aufgrund des hohen Anteils von Fremdmaterial, durch die grob-schollige Struktur des Materials und dadurch, dass der Abtransport wegen der schmalen und steilen Wege durch den Chemnitzberg sehr schwierig ist, blieb es bei Versuchen. So ist der „Kalkberg“ sicherlich auch noch in späteren Jahren ein Zeugnis der vor über 130 Jahren begonnen ehemaligen Papierindustrie in Göritzhain .

Lunzenau - Rückerinnerungen

Wolfgang Günther

Obwohl ich das redensartliche Licht der Welt in Chemnitz erblickte, die Augen gingen mir mit-nehmen wir an- wachsendem Bewusstsein in Lunzenau auf. Mein Elternhaus stand in der Königsstraße. Dann wohnten wir in der Horst-Wessel-Straße, kurzzeitig in der Roosevelt-Straße und später in der Karl-Marx-Straße. Dabei sind wir gar nicht umgezogen. Die, sagen wir, die Zeitbewegungen, änderte ungefragt Straßennamen. Die Mulde blieb davon unberührt. Zwar wechselte auch sie häufig die Farbe, blieb aber als „Zwickauer Mulde“ ein-beinahe-unpolitisches Gewässer-wenn wir von den 45 Tagen absehen, da sie-idiotischer Weise- Ideologien trennte. Sie kam über Nacht als Grenzfluß zwischen Russischer und Amerikanischer Besatzungszone ins Gerede.
Wir als Kinder liebten die Mulde. Sie war nie sauber, aber wir waren an die strömende Brühe gewöhnt. Bei Niedrigwasser durchwateten wir das Flüsschen, bei höherem Pegel schwammen wir zwischen treibenden Schaumbergen bis unter den überdachten Fließgraben der Vogelschen Fabrik und zählten am Körper die Blutsauger.
Sommer 1954. Einer Sonnenfinsternis nachfolgend kam der große Regen über das Land. Höher wurde der Wasserstand der Mulde, bis sie nicht mehr in ihrem alten Bette wohlfühlte und aus diesem trat. Sie trat es mit Gewalt, riß Bäume, Gartenlauben, Hasenställe, Mauern und sogar Brücken mit sich und bespülte in Lunzenau das Straßenpflaster. Beinahe wie in Venedig fühlten wir Jungen uns. Mit dem vom Nachbarn Manfred Schuricht erworbenen Paddelboot stakten wir an Helmbolds Drogerie vorbei, lieferten Brote, Mehl und Zucker zu Hochwassergeschädigten. Uns war´s ein Riesenvergnügen-und nur vorher übertroffen worden-als noch Krieg war. Wir hatten von angloamerikanischen Flugzeugen abgeworfene Treibstofftanks aufgeschnitten und nutzten sie als Einmannboot auf dem Elsbach.
Meine Eltern, Else und Willy Günther, betrieben in der eingangs erwähnten Straße ein kleines Textilgeschäft, was mir als Kind erstaunenswert groß vorkam. Ich erinnere mich gut an unsere Nachbarschaft. Dazu gehörte Emil und Otto Zschaches Schmiede. Unvergessen im Ohr das Ping-Pink-Peng ihrer Hämmer auf dem Amboss. Unvergessen in der Nase der Geruch von versengtem Horn, wenn Pferde mit neuen Hufeisen besohlt wurden. Unvergeßlich auch der markante Gestank des gehörnten Teufelsviechs, des schmutzigweißen Geißbocks, dem die Ziegendamen bis nach Göhren hin fruchtbare Sprünge verdankten.

Zur anderen Hausseite hin war der Gestank-was meine bewusste Lebensphase anbelangt-schon fast historisch, also beinahe abgeklungen. Nur wenige Felle schwammen noch in den Laugengruben der Naundorffschen Gerberei, die in den folgenden Jahren ihren schwarzen Anstrich gegen einen blütenweißen eintauschte. Den geteerten Gruben folgten Badewannen des medizinischen- und des Reinigungs-Bades-gleich hinter dem Laden von Paul Ackermann, bei dem Vater seine Rauchwaren-später das rare Zigarettenpapier für die Selbstgedrehten-kaufte. Nebenan, bei Killichs, holte Mutter das Viertel grobe Leberwurst für die Brötchen zum Freitagskakao. Milch kam frisch von der Kuh, wenn gegenüber Bauer Jahn mir die Blechkanne zu füllen Lust und Laune hatte. Dem Karl Wunderlich verdanke ich meine elektrische Eisenbahn-wohlgemerkt-eine gebrauchte. Bei Keuchens hielt meist jemand Ausschau aus dem Fenster nach Hutkundschaft, wie ich feststellte, wenn ich mit klammen Fingern in unserer-nur zu Festlichkeiten geheizten-Guten Stube-Etuden am Klavier üben musste, damit Lehrer Ludwig wenigstens einigermaßen zufrieden mit mir sein konnte. Von meinen Drehstuhl aus hatte ich Einblick in Illerts „Rolle“. Wir sagten „Rolle“. Anderorts fielen manche bei meinem Erzählen aus selbiger und lehrten mich, dass es ein Mangel sei, nicht von Wäschemangel zu sprechen. Im kleinen Schreibwarenladen von Vogels-kurz vor der Stern-Gaststätte-wurde ich mit der Leidenschaft des Briefmarkensammelns infiziert. Gegenüber-die Marien-Apotheke. Apothekers vergifteten sich kurz vor Kriegsende. Christian Dietze, zweiter Sohn des Klempnermeisters Alfred Dietze, war seit frühester Kindheit mein Spielfreund. Zwölfjährig erkrankte er an Diabetis-und ist als studierter Medizinmann schon vor Jahren seiner Krankheit erlegen. Hempel-Marie steckte ihm und mir manchmal Süßes, manchmal Saures in die Münder. Ihr Haus steht schon lange nicht mehr.
Rolf Reißig, Schulkamerad vom Anger, lieferte uns fast alle Karl-May-Bände als Lesestoff. Mit ihm-und Rolf Georgi-und „Malei“ Götze, der später Schulleiter Krügel in Lunzenau ablöste, bolzten wir mit dem Fußball am Anger-oder unterhalb vom Tierarzt Geyer. Erinnerung an meine Schülerzeit lassen Namen wach werden-wie Oberlehrer Geißler, Frau Meister, Herr Bonitz, Herr Friedel, für den ich Schulsparmarken von der Sparkasse holen durfte. Was ein Kropf ist, veranschaulichte Lehrer Merker. Und Frau Höpping vergällte uns jeden Schulausflug durch den Zwang des nachgeschriebenen Aufsatzes . Begeistert spielten wir unter den Leitung von Lehrer d` Angelis Schultheater im Volkshaus. Lehrernamen wie Eberhard Meister, Herta Kossak-die spätere Frau Krügel, Gerdi Gotzhein , Gerhard Sittner, Marga Rüdiger, Siegrid Otto, Manfred Endmann und andere mehr, gehören zu späteren Schuljahren-als mir erlaubt war, im Lehrerchor mitzusingen.

Sicherlich beruhte das gute Verhältnis zwischen dem Schulhausmeister, Kurt Kühn, und mir auf gegenseitiger Zuneigung, machte mich doch durch allerlei Einsatz neben dem Unterricht in der Schule nützlich. Dafür war mir erlaubt, an einem Nachmittag kleinere Kinder in die Schulaula einzuladen-zum aufgeführten Kaspertheater-mit den gummiköpfigen Puppen aus Alfred Schlimpers Kramladen.

Theater gehörte zu meinen Leidenschaften. Mit Unterstützung gründete ich gar ein Jugendtheater. Leider stand gleich die erste Aufführung vom Märchen „Des Kaisers neue Kleider“ auf ungutem Stern. Zur gleichen Zeit, da wir auf der Volkshausbühne engagiert agierten, lief im benachbarten Kino ein Film mit Marika Röck. Zu unserem Pech drängte sich dort fast der ganze Ort vor der Kasse.

Denke ich an Lunzenau, dann fällt mir das umfangreiche Sortiment des Eisenwarenladens von Herrn Bönitz ein, der mir Laubsägeblätter und

Sperrholzstücke verkaufte. Ich denke an Schneider Hofmann und meinen ersten-und bislang einzigen Maßanzug. Tischler Kühnert bleibt unvergessen, er der mir weismachen wollte, dass der neue Hammerstiel aus Nashorn- und nicht aus Ahorn sei- und Buchbinder Dietze neben dem Rathaus, dem ich beim Buchbinden über die Schulter sehen durfte. Ich weiß noch, wie ich mich über eine Bockbiermütze aus der Börse freute, den Billighaarschnitt bei Krumbiegels für selbstverständlich und den feinen Geruch im Salon Eichhorn für berauschend hielt. In Gedanken stehe ich im kühl-dunklen Flur in Heinrichs Bierhandlung und warte darauf, dass meine Tasche mit Flaschen gefüllt wird. Köstritzer Schwarzbier. An Bauer Scheubners Bullen denke ich, der in der benachbarten Fleischerei vor unseren Augen geschlachtet wurde-oder an mein Staunen über die Fingerfertigkeit beim Zigarrenmacher Schindler. Ich reihe mich gedanklich wieder ein in die Warteschlange an der Altenburger Straße/Ecke Peniger Straße mit dem Eimer in der Hand. Molke aus der Molkerei. Mutter zauberte daraus quarkähnlichen Brotaufstrich. Ich bin mit den Eltern sonntags auf dem Weg nach Kamerun, lasse am „Biesig“ Drachen steigen, sammle in Hohenkirchen Kartoffelkäfer und ziehe hinauf auf die Höhe nach Berthelsdorf zum Fußballplatz-oder sitze im behelfsmäßigen Unterrichtsraum im Maschinensaal der Strumpffabrik Lindemuth. Bäcker Seidel schätze ich wegen der Kuchenränder fürn Groschen. Bei Photo-Spreer erstand ich für erste Selbstversuche Photopapier und 6-mal-9-Filme.

Ach, was gibt die Erinnerung noch alles her.

Die Ärzte Hellmich und Langowski, den Zahndoktor Schenk, Pfarrer Zeitz, das Klappern der Pferdehufe vorm Haus, das Bim-Bim der Muldentalbahn, der Glockenschlag zu Vaters Beerdigung, die Einreiseerlaubnis nach Mutters Tod.-Nicht zuletzt dank Schwester Charlottes und Schwager Willys menschlichen Brückenschlag zu mir und meiner Familie berührt mich Lunzenau auch nach 50 jähriger Abwesenheit-und es ist mir eine unbeschreibliche Freude, Lunzenau selbst zu berühren!

Schulaufsatz

vor 60 Jahren am 22. 09. 1949 geschrieben vom damals 15-jährigen Wolfgang Günther

Heute findet das Fußballspiel zwischen „Vorwärts” Lunzenau und Wolkenburg statt, das ich in meinem Aufsatz „Am Rande des Sportplatzes“ schildern will. Gleich wird das Punktspiel beginnen. Eben nehmen die Mannschaften Aufstellung. Da! Der Anstoßpfiff ertönt. „Vorwärts” Lunzenau stößt vor. Spannung herrscht unter den Zuschauern. Was ist das?! Mittelstürmer Schlicke hat zum 1:0 eingeschossen. Das Publikum brüllt vor Begeisterung.
Wolkenburg hat Anstoß. Lunzenau bekommt den Ball wieder. Geschickt werden die Gegner umspielt. Der Halbrechte nützt eine gute Vorlage aus, um das Leder in das Tor zu lenken. Somit steht es bereits in der zweiten Minute 2:0 für Vorwärts Lunzenau. Wolkenburg unternimmt nun einen Angriff auf das Lunzenauer Tor. Doch die Verteidigung steht eisern.
Jetzt bekommt der Mittelstürmer den Ball. Er gibt nach halblinks an Keller ab. Keller läuft, schießt - und Tooor! 3:0 für Vorwärts. Nach dem Anstoß übernimmt die Mannschaft aus Lunzenau wieder die Führung. Die Spannung steigert sich bei den Zuschauern immer mehr. Ein Mann tritt vor Ungeduld von einem Bein auf das andere. Soll das wieder ein Tor werden? Nein, der Verteidiger von Wolkenburg bekommt das Leder und schießt es zu seinen Leuten. So fliegt der Ball jetzt hin und her - bis plötzlich Wolkenburg seine ganze Kraft zusammennimmt und durch die Reihen der Lunzenauer stürmt. Hurra, hurra! Das Ehrentor für Wolkeburg ist gefallen. Gleich darauf erhöht Lunzenau auf 4:1 und die Zuschauer sind kaum noch zu halten. „Weiter so! Weiter so!“, hört man ermunternde Rufe. Wolkenburg ist am Leder. Da pfeift der Schiedsrichter zur Halbzeit. Das Publikum rennt auf den Platz. Die Lunzenauer jubeln.
Zur zweiten Spielhälfte greift Wolkenburg sofort an. Schon ist ein Verteidiger umspielt. Schuss - und Tor! Doch nein, der Lunzenauer Tormann hat die Kugel sicher. Ein Gegenangriff führt zum 5:1. Wenige Minuten später erhöht Keller auf 6:1. Zäh dringen die Wolkenburger vor. Es sind nur noch zwei Spielminuten. Dann pfeift der Schiedsrichter ab. Nach einem starken Durcheinander löst sich die Schar der Sportbegeisterten in Gruppen auf, die sich allmählich verlaufen. Die Wolkenburger haben auf der Heimfahrt Zeit, sich mit der Niederlage abzufinden.

„Eingeschränktes Halteverbot“ für alle - nur nicht für den Klapperstorch!

Auch auf diese originelle Weise kann man die Geburt eines neuen Erdenbürgers anzeigen.
So gesehen im Juli 2009 in der Dr.-Otto-Nuschke-Straße in Lunzenau.

Rolf Reißig

Kartoffelsuppe mit Spinne!

Karli Fischer, Wuppertal

Am 01. 04. 1943 habe ich meine Lehre bei Herrn Bezirksschornsteinfegemeister Erich Roscher in Chemnitz angetreten. Er war ein Freund meines Vaters.
Als mein Vater 1944 gefallen war, hat er praktisch die Vaterstelle übernommen. Meine Mutter war nach dem Krieg wieder in Lunzenau. Da habe ich bei meinem Lehrmeister auch gewohnt. Wir hatten alle wenig zu essen, aber viel Hunger. Und das in einem Alter, wo man sich vor 3 oder 4 Teller Suppe keine Angst gemacht hat. Welch eine Verantwortung hat mein Lehrmeister getragen, in dieser Zeit einen, vom Alter her verfressenen Kerl in die Familie aufzunehmen!
Es gab Hausbesitzer, denen mehrere Häuser gehörten, auch Hausverwaltungen und Siedlungsgemeinschaften. Bei diesen wurden die Kehrgebühren von Zeit zu Zeit extra kassiert. Das musste ich immer machen. Da ich an diesem Tag auch viel Trinkgeld bekam, war das immer ein schöner Tag für mich. Hatte ich doch schon mal in das Wochenberichtsbuch unter dem Thema „Der Essenkehrer und die Hausbewohner“ geschrieben: „Der Essenkehrer muss überall freundlich sein und nicht nur da, wo er ein Trinkgeld bekommt.“
Nun war es mal wieder so weit, einen ganzen Tag nur Geld kassieren. Das habe ich sehr gern gemacht, aber ich musste ja, außer meinem Trinkgeld, alles wieder abgeben.
Nun aber mal zur Suppe: Um mittags etwas essen zu können, bekam ich etwas Brot- und Fettmarken mit. Nun gab es in unserem Kehrbezirk ein Lokal, wo täglich ein Eintopfessen angeboten wurde. Da bin ich hin, erstens weil ich Hunger hatte, zweitens weil ich dort nicht mit Messer und Gabel essen musste. Schon an der Tür hing ein Schild: „Heute Kartoffelsuppe“
Oh habe ich gedacht, das wird doch wohl „Erbernbultzsche“ sein, wie meine Großmutter immer gesagt hat. Auf jeden Fall bin ich rein und habe auch einen kleinen Tisch am Fenster gefunden. Der Ober, schon ein recht alter Mann, sprach mich sofort mit „Herr Baron“ an. Für meine Begriffe hatte er einen Klaps oder er kam aus Österreich. Aber er hatte mir ja sonst nichts getan, also bestellte ich meine Suppe. Da musste ich zuerst Fettmarken abgeben. Als er die Suppe auf den Tisch stellte, war sofort die Rechnung fällig. Damit hatte ich nicht gerechnet. Sollte ich doch laut Lehrmeister kleines Geld lose in der Tasche haben und nicht aus der großen Geldtasche bezahlen. Er sagte, immer wenn der Falsche das viele Geld sieht, haut er dir noch einen auf den Nischl. Aber das ist alles gut gegangen. Nun aber ran an die Suppe.
Jetzt wusste ich auch, dass weniger Fett in der Suppe war als auf den Marken gestanden hatte. Aber es war erfreulich, dass auf der Suppe reichlich braungebrannte Zwiebeln zu sehen waren. Bei meiner Großmutter, der Schmidt Martha, war das auch immer so. Auch Sellerie und Selleriebläter waren drin. Die Suppe hat gut geschmeckt und ich war auch zufrieden.
Als ich die Suppe fast aufgegessen hatte, kam doch tatsächlich eine große Spinne an der schon reichlich gelb gewordenen Gardine langsam herunter. Da kam mir ein mörderischer Gedanke: Wenn die jetzt in der Suppe wäre, könnte ich doch eigentlich Ersatz verlangen. Aber, war das denn nicht ein Betrug? Jetzt sehe ich auch, dass dieses Ungeheuer schon fast an mir vorbei war. Der Ober stand am Schalter vor der Küche. Schnell habe ich die Spinne gegriffen und genau so schnell war diese auch in meiner Suppe! Aber die lebte und zappelte noch. Wenn ich mich beschweren wollte, durfte die sich nicht mehr bewegen. Also nahm ich meinen Löffel und tauchte sie kräftig ein. Das dauerte ziemlich lange, denn ab und zu zuckte immer wieder mal ein Bein - reine Nervensache - auch für mich. Scheiße habe ich

da gesagt, die soll doch aussehen wie gekocht. Plötzlich stand der Ober neben mir und griff nach meiner Schüssel. Er glaubte, die wäre leer. Da habe ich nur auf die Spinne gezeigt und war froh, dass die sich in dem Moment nicht bewegte.
Sofort nahm er die Schüssel mit und sagte zu mir „Mach kein Theater, ich bring' dir eine neue!“ Hoffentlich bewegte sich die Spinne in der Küche beim Vorzeigen nicht mehr! Aber da kam er schon mit einer neuen Schüssel an und hatte auch einen anderen Löffel dabei. Nun brauchte ich die zweite Schüssel nicht mit einer „Mordwaffe“ zu essen. Froh war ich, als ich wieder auf der Straße war und es hatte keiner aus der Küche gerufen: „Du Betrüger!“

So bin ich gesättigt und mit viel Geld in der Tasche weiter kassieren gegangen. Da kam ich mir wirklich vor wie ein reicher Mann!

Ihr lieben Lunzenauer Leute,
esst mal Kartoffelsuppe heute!
Die schmeckt bestimmt so wunderbar,
wie meine - die ergaunert war!

Guten Appetit - euer Fischer Karli

Als Seemann von Hohenkirchen nach Honolulu

Gerd Robbe

Vor knapp fünfzig Jahren verließ ich Hohenkirchen, um die Welt kennen zu lernen. Ein seinerzeit möglicher Weg war die Seefahrt. Das Fernweh überwog bei mir die Ängste gegenüber einer unbekannten Zukunft. Im Jahre 2009 begeht Hohenkirchen nun schon sein 800-jähriges Jubiläum der ersten urkundlichen Erwähnung. Mit grossem Interesse lese ich seit einiger Zeit im Internet das Heimatblatt. Es enthält für mich Auswärtigen anschauliche Beiträge zur Geschichte von Hohenkirchen und Lunzenau. An die 750-Jahr-Feier in Ober-Hohenkirchen erinnere ich mich noch gerne. In die dortige Schule wurde ich 1949 eingeschult. Schon meine Ahnen lebten Anfang des 18. Jahrhunderts in Hohenkirchen. Zu meinen Vorfahren zählt der Pfarrer Christian Gottlob Hahmann, der von 1774 bis 1797 sein Amt ausübte. Mein Großvater mütterlicherseits war Otto Hahmann, in der Weberei als Meister angestellt, wahrscheinlich einer der Mitbegründer der Kleingartenanlage „Scharre“ und in den 1920er Jahren Gemeindevertreter in Hohenkirchen.

Otto Hahmann und seine Ehefrau Alma zählten zu den Mitbegründern der Kleingartenanlage "Scharre" in Lunzenau, ihr Garten war die Nummer 9. Das Foto zeigt meinen Großvater Otto (ganz links) und seine damals noch ledige Tochter Martha - meine spätere Mutter - (3. v.l.) während des Gartenfestes im Juli 1931.

Auf zur See

Ab 1941 wohnte unsere Familie Robbe in Lunzenau, ab 1948 gemeinsam mit meiner Großmutter Alma Hahmann dann im 2. Obergeschoss des „KONSUM“, heute Burgstädter Straße 12. In dem Eckhaus lebten ebenfalls die Familien Müller und Schubert – eine herzliche Hausgemeinschaft. Meine Mutter heizte die große Verkaufsstelle, und ich begleitete sie als Kind ängstlich zum Ofen in den Keller – ängstlich wegen Mäuse und Ratten. Wolfgang Bönitz (78) hat in einem beeindruckenden Aufsatz über die „Lunzenauer Brücke“ zum KONSUM geschrieben: „Diesen Laden fand ich als Knabe großartig, er hatte die Form eines rechten Winkels; eine Winkelseite bot alle Dinge des täglichen Bedarfs, die andere Winkelseite Kleidung, Schuhe, Wäsche und andere schöne Sachen.“ Dem ist nichts hinzuzufügen. Gegenüber meinem Wohnhaus lebte die fußballbegeisterte Familie Karl Krenkel. Dort hatte im Erdgeschoss Bäckermeister Arndt Wiegner seinen Laden. Mitunter durfte ich für ihn Backwaren mit einem zweirädrigen Karren bis nach Göhren ausfahren und den Bürgersteig vor der Bäckerei säubern. Als Belohnung winkte reichlich Kuchen. Nach dem Armeedienst von 1960 bis 1962 heuerte ich als 19-Jähriger beim VEB Deutsche Seereederei Rostock, der Handelsflotte, an. Statt mit dem Koffer reiste ich lange Zeit mit dem Seesack. Durch die häufige Abwesenheit von meiner Heimat sah ich einige Schulfreunde wie Lutz Haneck oder Günter Graichen nie wieder, sie verstarben leider frühzeitig. Schon vor meinem Weggang verunglückte mein gleichaltriger Freund Harald Runst, der neben der Tankstelle gewohnt hatte, tödlich. Anderen Schulfreunden begegnete ich erst dreißig Jahre später wieder bei einem Klassentreffen, so Christian Kaden. Die Besuche bei meinen Eltern waren kurz. Manchmal kam es zu Treffen mit Heinz Fritsche, dem Tankstellenpächter, oder Volkmar Weigelt und Ulrich Herrmann. Selten konnte ich im Kulturhaus (früher „Sonne“) tanzen gehen.

Die Hohenkirchner Kinder Christian Kaden, Gerd Robbe und Günther Graichen (v.l.n.r.).

Doch nicht als Einziger suchte ich mein Glück in der Ferne. Kurz vor mir waren bereits die Hohenkirchener Rainer Thurmann und Horst Lawrenz Seemann geworden. Hatten wir Voraussetzungen für diese Laufbahn? Ja und Nein. Einerseits verfügten wir über den erforderlichen sehr guten Gesundheitszustand, wir sahen und hörten ausgezeichnet, und natürlich konnten wir schwimmen. Aber andererseits musste die seemännische Ausbildung noch absolviert werden. Dazu gleich. Der Zufall wollte es, dass ich mit Horst einige Zeit auf der „John Brinckman“ in der Karibik zur See fuhr und wir zum Beispiel in Havanna zusammen den Nachtclub „Tropicana“ aufsuchten. Dieses Cabarett mit Revueshow galt vor der Revolution als berühmtester Nachtclub in der Karibik, in dem auch Frank Sinatra auftrat. Wir waren begeistert von der Atmosphäre. Heute kostet die Eintrittskarte 60 Euro. Gemeinsam fuhren wir ebenso auf einem großen Massengutfrachter namens „Riesa“. Mit diesem beförderten wir in einem Winter Eisenerz von Narvik nach Antwerpen. Narvik, nördlich des Polarkreises gelegen, hat einen langen Winter und Dunkelheit empfing uns. Nur mittags war es eine Stunde hell. Trotzdem interessierte uns diese Hafenstadt wegen ihrer Geschichte. Der beruflich bedingte Ortswechsel nach Rostock, dem künftigen Heimathafen, war der erste gravierende Einschnitt in meinem Leben. Viel Neues und Ungewohntes kam auf mich zu. Handelsschiffe sind damals etwa 170 Meter lang und 20 Meter breit gewesen. Sie sind Arbeits- wie Wohnort für viele Monate. An Bord gab es kaum Geheimnisse. Und da war die Seekrankheit, die den Appetit verdirbt. Auch ich litt darunter, anfangs in der Ostsee, Jahre später in der Nordsee. Als ich mehr seemännische Erfahrung hatte, trank ich vor starkem Wellengang ein Bier. Das half zumindest bei mir. Andere legten sich hin und schlossen die Augen.

Mit dem Motorschiff „Leipzig” 1964 im Atlantik

Auf einer 14-tägigen Überfahrt von Europa nach Kuba und Mexiko litt eine Stewardess so sehr an der Seekrankheit, dass sie nicht mehr mit uns zurück fahren konnte, sondern ausgeflogen werden musste. Gegen die Seekrankheit ist niemand gefeit.

Lernen, Lernen, Lernen

Nun zur Handhabung von Seemannsknoten. Es dauerte einige Zeit, bis ich durch emsiges Lernen und Üben schließlich über 30 Knoten beherrschte. Die Vorteile dieser Knoten sind: Sie lassen sich im entlasteten Zustand schnell lösen, sie halten zuverlässig und sind schnell zu stecken. Zügig zu lernen war die Seemannssprache. Der Leitende Ingenieur hieß „Chief“ und der 1. Nautische Offizier war der „Chiefmate“. Zu Verwechslungen durfte es nicht kommen. Statt Eimer hieß es Pütz. Geweckt wurde nicht etwa mit „Guten Morgen, bitte aufstehen“, der seemännische Weckruf heißt: „Reise, Reise“. Und der wurde dem Schlafenden wenig gefühlvoll entgegen gedonnert. Bemerkenswert ist die Vieldeutigkeit des Wortes Back. Mit Abbacken ist das Abräumen der Back - des Tisches - durch den Backschafter (Küchenhelfer) gemeint. Aber die Back ist auch ein Oberdeck am Bug des Schiffes und der Esstisch in der Messe, dem Speiseraum. Die Küche heißt Kombüse. Und dann die Backskiste. Sie ist eine aufklappbare Kiste in der Kammer. Als Kammer wird auf einem Schiff das Zimmer bezeichnet. Meine Kammer auf der „Leipzig“ und „Halle“ (Schwesternschiffe der „Dresden“ , heute Traditionsschiff an der Warnow und zu besichtigen) war etwa sechs bis sieben Quadratmeter groß. Die Betten nennen sich an Bord Kojen. Eine Klimaanlage gab es noch nicht. Daher war es in den Tropen sehr heiß in der Kammer, eine Windhuze (Belüftungsrohr) brachte etwas Luft hinein.

In einer Kammer waren zwei Mann untergebracht. Nur für Offiziere oder Ingenieure waren Ein-Mann-Kammern vorgesehen. Gehalt gab es nicht, es hieß Heuer. Manche Begriffe haben sich auch an Land eingebürgert, wie etwa das „Klar-Schiff-machen“.
Meine seemännische Ausbildung erfolgte im praktischen Teil an Bord, im theoretischen Teil in der Betriebsakademie an Land und führte zum Facharbeiterbrief als „Vollmatrose.“

Vorsicht : Seemannsgarn

Dann hieß es Obacht geben auf Seemannsgarn. Nicht selten wurden Neulinge auf dem Schiff veralbert. Das betraf die Begegnung mit der Postboje auf hoher See, das Kielschwein füttern oder den zentnerschweren Kompassschlüssel auf die Brücke tragen. Wer darauf reinfiel war auf der ganzen Reise dem Spott und der Neckerei seiner Kollegen ausgeliefert. Kein Seemannsgarn waren Begriffe wie der „Eiserne Gustav“ (die Selbststeueranlage) oder der „Seemannssonntag“. Das ist der Donnerstag, an dem ein besonders gutes Essen gereicht wird.

Der Wachrhythmus

Kommen wir jetzt zum Alltag auf Schiffen. Die Arbeitszeit war durch Tagesdienst von acht Uhr morgens bis vier Uhr nachmittags geprägt. Das nannte man aber nicht die Tagesschicht, sondern den Tagestörn. Wache gehen, das war freiwillig. Zur Wahl stand die „Rattenwache“ von null Uhr bis vier Uhr morgens, Neulinge mussten meist diese unpopuläre Wache übernehmen. Favorisiert wurden die Wachen von vier bis acht Uhr oder von acht Uhr bis zwölf Uhr mittags. Nach einer Wache waren acht Stunden frei. Dann begann der Wachrhythmus von vorne. Die Nautischen Offiziere und die Decksmannschaft, zu der ich als A.B. (able bodied, Vollmatrose) zählte, stellten die Brückenwache. Sie überwachte den Schiffskurs. Ein wachhabender Matrose hält auf hoher See stets Ausguck und schaut – kurz gefasst - immer auf das Meer, um rechtzeitig Gefahren erkennen zu können. Die Maschinencrew steht unter Führung des „Chiefs“. Meine Freunde Rainer Thurmann und Horst Lawrenz gehörten nach ihrem Studium an der Seefahrtsschule Warnemünde als Schiffsingenieure übrigens dazu. Rainer fuhr später als „Chief“ und wurde sogar Inspektor der Reederei, Horst fuhr als 1. Technischer Ingenieur. Der „Chief“ untersteht direkt dem Kapitän. Auf einem Hochseeschiff gelten andere Regeln als an Land. Dinge, die an Land eine Lappalie sind, können an Bord zu gefährlichen Situationen führen. Daher gilt der Schiffssicherheit größtes Augenmerk. Das Verhalten in Seenotfällen wird praktisch erlernt.

Wie verlief die Freizeit auf See? Da waren alle Talente gefragt. Der Funker übernahm oft die Fremdsprachenausbildung, man konnte schnitzen und basteln, die Bordbibliothek war groß, Zeitungen wurden ausgetauscht, auch mit ausländischen Schiffen. Beliebt war die Filmvorführung auf See, meist zweimal in der Woche. Auf vielen Schiffen fand sich eine Gruppe Fußballbegeisterter, die eine Mannschaft bildeten und in fremden Häfen ihre Kräfte mit anderen Schiffsmannschaften maß. Ich spielte unter anderem in Antwerpen und bei Port Sudan am Strand des Roten Meeres.
Meine ersten Schritte als Fußballer machte ich übrigens in einer Kinder- und Jugendmannschaft von Fortschritt Lunzenau.
Landgang war stets außerhalb des Dienstes. Meist schlossen sich Freunde zusammen, aber das war keine vorgegebene Pflicht. Es galt immer pünktlich an Bord zurück zu sein. In Japan wäre in den 1960er Jahren bei Verspätung eine Fahndung durch die Polizei ausgelöst worden. Das Schiff wartete nicht. In all den Jahren habe ich es nie erlebt, dass jemand zu spät kam.

Mit Motorschiff „Leipzig” im Ganges nach Kalkutta (ganz rechts der Autor)

Frauen an Bord bringen kein Unglück

In jener Zeit gab es auf den Frachtern und Tankern der Handelsmarine nur Deutsche, und darunter wenige Frauen - meist Stewardessen. Hin und wieder war eine mitreisende Ehefrau an Bord. Konflikte habe ich unterwegs deswegen nicht erlebt. Auch meine Ehefrau begleitete mich auf einer Reise nach Guinea/Westafrika. Es war unsere Hochzeitsreise. Sie brauchte lediglich die Verpflegung zu bezahlen - etwas über fünf DDR-Mark je Tag. Mitfahrende Ehefrauen arbeiteten nicht in der Kombüse mit, da sie den Status von Passagieren hatten. Auf einer anderen Reise, diese führte mich rund um den Erdball, war dagegen nicht eine Frau an Bord. Später wurden die ersten Frauen zu Funkerinnen ausgebildet. Inzwischen haben mehr als zwanzig Frauen in Deutschland das Kapitänspatent erworben.

Blinddarmentzündung auf hoher See

1967 fuhr ich mit weiteren 33 Besatzungsmitgliedern auf einem Schiff, der „Theodor Storm“, welches mehrere Monate lang im Pazifik zwischen dem ekuadorianischen Guayaquil und japanischen Häfen pendelte. In den Laderäumen lagerten gekühlt etwa 200 000 Kartons Bananen aus Ekuador und für Japan bestimmt. Am 22. November 1967 liefen wir dann außerplanmäßig die Hawaii-Insel Oahu an. Für ein ostdeutsches Schiff ein ungewöhnlicher Vorgang. Bis 1972 war es aus politischen Gründen Schiffen aus der früheren DDR nicht gestattet, USA-Häfen anzulaufen. Der Grund für das Ziel Oahu: die plötzliche Blindarmentzündung eines Seemannes. Der war ich. Dies geschah weitab vom amerikanischen Festland, wo Hilfe schwer zu bekommen war. Rasches Handeln wurde erforderlich. Ein Boot der USA-Coast Guard holte mich schließlich von Bord und brachte mich nach Honolulu. Das Schiff setzte die Reise nach Japan fort. Der Zeitunterschied zu Mitteleuropa beträgt minus elf Stunden. Mich empfing ein Südseeparadies.

Besuch einer Hawaii-Insel

Auf den Hawaii-Inseln war ich der erste Seemann mit ostdeutschem Pass. Selbst Radio Honolulu fand dies eine Meldung wert. Diese Rundfunkmeldung hatten auch weitere Deutsche gehört, so Gerlinde Brautzsch, eine junge ehemalige Ostdeutsche, Gernot Spallek, ein junger hilfsbereiter Assistenzarzt, und eine diplomatische Vertreterin der Bundesrepublik Deutschland. Sie fragte, ob ich um Asyl nachsuchen wolle. Der Kapitän meines Schiffes hatte mir für den Aufenthalt einen Leitfaden in englischer und deutscher Sprache mitgegeben, der ausführte, dass für mich „Vertreter der Bundesrepublik Deutschland“ nicht zuständig seien, sondern ausgewählte Schifffahrtsagenten, die die Interessen der Seereederei in vielen Häfen wahrnahmen. Aus Sicht der Bundesrepublik Deutschland war sie jedoch für uns als Deutsche nach dem Grundgesetz auch verantwortlich.
Gernot Spallek verdanke ich, dass ich auf der Insel Oahu viele Sehenswürdigkeiten besuchen konnte. Unvergesslich sind mir der weltbekannte Badeort Waikiki und das Wahrzeichen von Oahu, der erloschene Vulkan Diamond Head. Einen Tag bevor ich Honolulu verließ, war der Vulkan Kilauea ausgebrochen. Alle etwa 137 hawaiianischen Inseln sind vulkanischen Ursprungs. Mir gefiel das beständige Klima von etwa 25 Grad Celsius, die klare Luft, das extrem blaue Meerwasser, die weißen Strände und die einzigartige Natur. Vom nordamerikanischen Schifffahrtsagenten hatte ich pro Tag fünf Dollar für Aufwendungen bekommen. Der seinerzeit übliche Monatssatz an Devisen für einen Angehörigen der Handelsflotte betrug zwölf Dollar (etwa 50 DM). Das reichte natürlich vorn und hinten nicht.

Rückkehr aufs Schiff in Japan

Nach einiger Zeit erfuhr ich – inzwischen operiert und gesund -, dass mein Schiff Japan erreicht hatte. Damit war es Zeit, Abschied zu nehmen von

einer wunderschönen Insel. Beim Verlassen des Abflugterminals bekam ich wie alle Abreisenden einen Blumenkranz um den Hals gelegt.
Was wurde aus meinen Bekanntschaften? 24 Jahre später – 1991 lud mich Dr. Spallek nach Honolulu ein. Aus dem Wiedersehen wurde leider nichts, da er kurz vor meinem Reiseantritt beim Tauchen tödlich verunglückte. Gerlinde Brautzsch traf ich nie wieder. Sie wollte nach meiner Abreise über die Fidschi-Inseln nach Hongkong trampen und dann zurück nach Deutschland. Das Flugzeug aus Neuseeland startete in Honolulu mittags halb zwei Uhr Ortszeit. Ein letzter Blick aus dem Flugzeug galt Waikiki mit den vielen herrlichen Luxushotels und Jachthäfen. Honolulu bleibt mir immer gegenwärtig. Unter dem Eindruck des Erlebten verging der Flug schnell. Die Maschine landete acht Flugstunden später am nächsten Tag nachmittags gegen fünf Uhr Ortszeit in Tokio-Haneda. Die Datumsgrenze bewirkte dieses Kuriosum. Sie liegt auf der Erde in der Nähe des 180. Längengrades im Pazifischen Ozean, den wir überflogen. Freudig begrüßte man mich an Bord. Wir überquerten den Pazifik mit dem Frachter dann noch mehrmals und löschten die Ladung in Tokio, Kobe und Yokohama. Die Hafenliegezeiten nutzten wir zu ausgiebigen Landgängen mit Einkäufen. In Tokio spazierten wir über die berühmte Prachtstraße Ginza und erblickten den superschnellen Shinkansen-Express – mit dem ich dann viele Jahre später von Osaka nach Tokio mitfahren konnte. In Kobe suchten wir Teehäuser auf. Eine Überfahrt von Südamerika nach Japan dauerte etwa drei Wochen. Schiffe sahen wir auf dem riesigen Ozean nur selten, und wenn, dann nur am Horizont. Die Rückreise von Japan nach Europa verlief durch die schmale und seinerzeit durch Piraten berüchtigte Straße von Malakka über Singapur zunächst nach Somalia an das Horn von Afrika. In Chisimayo und Merca nahmen wir unter anderem Langusten als Fracht. Ein Ladungsschaden brachte der Besatzung ein vorzügliches Krustentiermenü. Weiter ging es um das Kap der Guten Hoffnung mit einer kurzen Station in Kapstadt in Richtung der Straße von Gibraltar. Der Suezkanal war zu dieser Zeit bereits infolge des Sieben-Tage-Krieges gesperrt. Eine Fahrt durch den Kanal ist ein Erlebnis. Auf Reisen nach Indien hatte ich dieses imposante Ingenieurbauwerk bereits mehrfach befahren.
Die Passage für die 163 km dauert etwa 13 Stunden. Die Fahrrinne ist eng und Überholen ist nicht möglich. Sich entgegenkommende Konvois warten in drei Ausweichstellen. Manchmal wurde ich gefragt, was mir während der Seefahrt am meisten imponiert hat. Die Antwort darauf ist nicht leicht. Aber vom Kapitän als Rudergänger ausgewählt zu werden, um im Suezkanal bei gemächlicher Fahrt das große schwerfällige Schiff zu steuern, gehört zweifellos dazu. Im Verlaufe meiner Seemannszeit sah ich auch die wohl interessanteste Seewasserstraße der Welt, den Panamakanal. Er hat seinen besonderen Reiz darin, dass in ihm über ein riesiges Gefälle von 26 Metern Schiffe mit Zahnradlokomotiven von Schleuse zu Schleuse gezogen werden, mitten durch den mittelamerikanischen Urwald.

Im Suezkanal

Während dieser elfmonatigen Reise erhielt ich die begehrte, wenngleich für ihre „Qualen“ bekannte Äquatortaufe. Die Urkunde über die erfolgte Taufe wurde von uns als eines der wichtigsten Dokumente, ähnlich dem Seefahrtsbuch, behandelt. Dieses berechtigte, wie der Diplomatenpass, Grenzen ohne Visum zu überschreiten. In der Regel durften mit dem Seefahrtsbuch nur Seegrenzen passiert werden.

Die Route mit der „Theodor Storm“ war die erste Reise eines Schiffes unter ostdeutscher Flagge rund um den Erdball. So etwas vergisst man nicht. Meine Erfahrungen auf dieser Reise wurden im „Jahrbuch der Schifffahrt 1972 “ veröffentlicht.

Zukunftsweisende Begegnung in Algier

Die Abmusterung von diesem Schiff in Algier war zugleich mit einer zukunftsweisenden Begegnung in Nordafrika verbunden. Ich hatte gerade das 25. Lebensjahr erreicht. Mit zwei weiteren Besatzungsangehörigen war ich dort an Land gegangen. Das Schiff setzte die Reise ohne uns nach Italien fort. Der nächste Flug nach Berlin-Schönefeld ging erst eine Woche später. Welch ein Glück, hatten wir doch nun unverhofft Zeit, um Algier mit seiner historischen Altstadt etwas näher anzusehen. In einem Restaurant lernte ich einen stellvertretenden Chefredakteur der deutschen „Wochenpost“ kennen, der in Algerien eine Reportage schrieb.

In elf Monaten rund um den Erdball mit dem Motorschiff „Theodor Storm”.

Durch die Gespräche wurde bei mir das Interesse geweckt, die Erlebnisse der Seefahrt niederzuschreiben. Daraus entwickelten sich Gedanken über den weiteren beruflichen Werdegang.

Tod meiner Mutter

Als ich elf Monate nach Auslaufen der „Theodor Storm“ wieder nach Hohenkirchen zurückkehrte, war inzwischen meine Mutter Martha Robbe, geborene Hahmann, eine gebürtige Lunzenauerin, die ab 1900 in der Altenburger Str. 186 aufgewachsen war, verstorben. Die Nachricht hatte ich erst Wochen später über Umwege in Südamerika erhalten. Ihr Grab in Chemnitz besuchte ich sofort nach meiner Heimkehr.

Unheil im Mittelmeer

Mit einer plötzlichen Erkrankung, wie im Falle des Blinddarms, kann ein Seemann jederzeit rechnen. Auf einer anderen Reise im Mittelmeer mit dem Ziel zu einem Hafen im Schwarzen Meer bekam ich eine Kiefererkrankung. Die Seeleute auf ostdeutschen Handelsschiffen erhielten eine limitierte Menge an alkoholischen Getränken. Einmal in der Woche konnte ein Kasten Rostocker „Hafenbräu“ und eine Flasche Spirituosen erworben werden. Der für die Getränke zuständige Seeoffizier reichte mir mit Zustimmung des Kapitäns aufgrund der Erkrankung die Menge, die ich begehrte. Das brachte nicht nur die erhoffte Linderung, sondern erfreute manchen meiner Freunde. Um Missverständnissen vorzubeugen: Alkoholgenuss während der Dienstzeit war untersagt. In den 1960er Jahren befand sich auf einem Handelsschiff bei über 50 Personen ein Arzt an Bord. Dieser Mediziner verfügte über alle nötigen Mittel und Instrumente für eine ambulante Behandlung. Auf kleineren Schiffen versah dagegen oft der 2. Nautische Offizier diesen Dienst, der aber grundsätzlich keine operativen Eingriffe vornahm. Vor der Passage des Bosporus wurde deshalb zu den türkischen Behörden Kontakt aufgenommen. In Istanbul übernahm mich der herbeigerufene Agent, und das Schiff fuhr weiter in die Sowjetunion. Noch am gleichen Tag wurde ich einem Zahnarzt übergeben, der den geschwollenen Oberkiefer zu meiner Verwunderung ohne Betäubung öffnete. Das brachte nicht nur Linderung, sondern zunehmend auch das lange vermisste Wohlbefinden. Bis zur Rückkehr meines Schiffes verbrachte ich die Zeit in einem Hotel von Istanbul im ehemaligen Gesandtschaftsviertel. Die Wartezeit hatte auch ihre guten Seiten. Neben Arztbesuchen, der Visite in der Handelsvertretung (eine diplomatische Vertretung der damaligen DDR gab es noch nicht) besichtigte ich die Hagia Sophia (Kuppelbasilika aus dem 6. Jahrhundert n. Chr.) und die Blaue Moschee (eines der wenigen islamischen Gotteshäuser mit sechs Minaretten).

Südfrüchte und Kühe an Bord

In der Folgezeit machte ich noch einige Reisen auf einem Kühlschiff, das Südfrüchte unter anderem von Kanada und Afrika nach Europa beförderte. Da eine Passage durch den Panamakanal erhebliche Kosten für die Reederei verursachte, wurden zuweilen die für Frankreich bestimmten kalifornischen Orangen von der Westküste der USA quer über den Kontinent per Kühlzug an die Ostküste von Kanada gefahren. Dort übernahmen wir die Fracht. Mit diesem Schiff beförderten wir auch Bananen von Guinea nach Rostock. Jedem Besatzungsmitglied stand dann eine Staude Bananen zu. In dem kleinen mecklenburgischen Dorf mit dem amüsanten Namen Lieblingshof, wo meine Frau als Mathematiklehrerin untergekommen war, wurde ich schnell, allerdings ungeplant, beliebt. Das geschah so: Eines Tages lief ich mit dieser von Packpapier befreiten Staude vom Bus kommend über die kleine Dorfstraße. In der Nähe befand sich die Schule. Bald hatten mich Kinder ausgemacht, ob durch den Geruch der reifen Staude oder aus anderen Gründen, ist nicht mehr rekonstruierbar. Die Staude erreichte nicht mehr den für sie bestimmten Ort. Bananen galten ja als Kostbarkeiten, die höchst selten und nur in kleiner Anzahl im Handel verkauft wurden. Wir transportierten auch lebendige Tiere an Deck, so zum Beispiel

einmal etwa 600 Kühe von Port Sudan nach Suez, die für einen Schlachthof in Ägypten vorgesehen waren. Danach war die Oberfläche des Decks nicht wieder zu erkennen und wir hatten viel zu tun, um die Überreste zu beseitigen. Sauberer und weniger geruchsintensiv war dagegen eine Fracht mit Leyland-Omnibussen von London nach Havanna. Doch diese Reise hatte ihre Tücken. In der Biskaya tobte ein Sturm und die Wellen waren haushoch. Vom Vorschiff zum Achterschiff verhinderte nur ein Strecktau (ein gespanntes Tau, an dem sich mit einem Karabinerhaken eingehängt wird), das wir über Bord gespült wurden. Im Januar 1968 erwischte es uns im Pazifik vor Japan. Da saßen dann einige Kollegen, die wachfrei hatten, mit Schwimmwesten in ihrer Kammer. Sie hätten sicher nicht geholfen, doch sie beruhigten wohl die Gemüter. Schlechtes Wetter erlebte ich jedoch nicht sehr häufig. Angenehm können Werftliegezeiten im Ausland sein, bei der ein Schiff überholt wird. In der Werft ist nur eine kleine Besatzung an Bord. Gemeinsam mit Horst Lawrenz erlebte ich einen mehrmonatigen Aufenthalt in der Blohm & Voß – Werft in Hamburg. Das war eine anregende Zeit, weil wir diese alte Hafenstadt in der Freizeit erkunden konnten. Auf der Reeperbahn wurde gerade das Musical „Heimweh nach St. Pauli“ mit Freddy Quinn – der die Seefahrt durch seine Lieder so populär gemacht hat - zum 500. Mal gespielt. Und in einem Sportclub auf der Kleinen Freiheit gestattete man mir die Teilnahme am Judotraining. Gelegentlich reisten wir von Hamburg aus in die Heimat. Wir fuhren mit dem Zug über die Grenzübergangsstelle Herrnburg. Die Bahn war fast leer, denn es gab noch keinen geregelten Besucherverkehr. Später hatte ich das Glück, auf einer Göteborger Werft ein von unserer Reederei angekauftes Schiff mit zu übernehmen. An Leben und Schlafen an Bord war in diesem Fall – wie in Hamburg - nicht zu denken. Das Schiff wurde umgerüstet. So logierten wir bis zum Auslaufen in einem Hotel. Wir gewöhnten uns schnell an das Leben in Schweden.

Reichlich Vergnügen

Die in Liedern besungene Sehnsucht, bald wieder daheim zu sein, nahm ich weder bei mir noch bei anderen Seeleuten wahr. Es ging eher unbekümmert zu. Wohl, weil ein Großteil der Besatzung unter 30 Jahre alt und ledig war. Auch die unwirkliche Seeromantik im Sinne des Liedes „Paloma“ oder im Buch von B. Traven „Das Totenschiff“ habe ich nicht kennen gelernt. Natürlich gab es genügend Erlebnisse und Abenteuer, die, alle hier aufzuzählen, den Beitrag sprengen würden. Das Schiff fuhr nach dem Auslaufen ja fast täglich, jede Stunde kostete Geld, daher wurde an Bord Tag und Nacht gearbeitet. Trotz mancher Entbehrungen liebten viele Seeleute ihren Beruf und blieben dem Meer oft lange verbunden. An Land wartete die Abwechslung. Reichlich Vergnügen. Da gab es Stammkneipen und Bars in Rostock, Wismar und ausländischen Häfen, deren kräftige und eindeutige Namen hier nicht wieder gegeben werden sollen. Für Entspannung war also gesorgt, denn nicht jeder Seemann besuchte nur Museen oder Kinos. Manch einer hatte in Stettin oder Rotterdam seine „Braut“. Gleichwohl stimmte das Klischee des Seemannes, wie in der Literatur beschrieben, kaum. Den typischen tätowierten Matrosen gab es jedenfalls – bis auf Ausnahmen - nicht. Auch wurden während der Arbeit - wie früher auf Segelschiffen – keine Shanties gesungen.

Von der See an Land

Mein in Algier geweckte Interesse am Journalismus fand Resonanz bei einer Rostocker liberalen Tageszeitung. Nun war der richtige Zeitpunkt da, um der Seefahrt Adieu zu sagen. Außerdem erhielt ich über die Flotte in einem Rostocker Stadtteil nahe Warnemünde eine schöne Wohnung.

Welchen Gewinn brachte mir die Seefahrt? Neben den vielen Ländern auf fast allen Kontinenten, die ich in der Ära des Kalten Krieges privilegiert, jedoch berufsbedingt, besuchen konnte, waren es seemännische Tugenden und Charaktereigenschaften, die herausgebildet und geformt wurden. Das waren Teamgeist, Hilfsbereitschaft, Selbstständigkeit, Arbeitsfleiß, Selbstvertrauen, Mut, Gelassenheit und die Kraft, außergewöhnliche Belastungen zu ertragen. Und in der Eintönigkeit einer Atlantik- oder Pazifiküberfahrt lernt man, sich selbst zu beschäftigen. Diese Eigenschaften kamen mir später an Land zugute. An Land boten sich mehrere berufliche Perspektiven. Ein bereits in der Grundschulzeit erkennbares Talent zum Schreiben hatte ich indes nicht. Mein verdienter und langjähriger Lunzenauer Klassenleiter Eberhard Meister könnte dies bestätigen. Beharrlichkeit, Wissensdurst und Lerneifer führten schließlich dazu, dass ich eines Tages im September 1969 für den Einstand bestückt mit zwölf Kilogramm „Bohnen“-Kaffee, Überbleibsel der letzten Seereise, den Platz in der Redaktion an einer alten Olympia-Schreibmaschine einnahm. Die gestandenen Redakteure tranken noch wochenlang begeistert den kostenlosen Seemannskaffee. Es war eine hohe Hürde, da meine netten Kollegen alle entsprechend ausgebildet waren. Anstrengende langjährige Studien standen mir bevor. Von der Pike auf lernte ich das journalistische ABC. Ich lernte über fast alles zu schreiben. Bald nutzte ich eine personelle Lücke, spezialisierte mich und bekam Verantwortung für eine Zeitungsseite. Sie nannte sich „Schiffe-Häfen-Meere“, wurde auch von anderen Zeitungen übernommen und war für mich natürlich passgenau. Da hatte ich die zweite Hürde geschafft.
Als die Seefahrt eigentlich beendet schien, bekam ich den ehrenvollen Auftrag, eine Reise mit dem Segelschulschiff „Wilhelm Pieck“ für eine Reportage zu nutzen. Zuvor weilte ich einige Zeit in Wustrow, um über alte Segelschiffskapitäne zu berichten.
Den Journalismus-Beruf übte ich mehrjährig aus. Viele Jahre nach dem mäßigen Abschluss der Lunzenauer Grundschule wurde ich in Berlin – wo ich dann wohnte - zum Chefredakteur einer Zeitschrift berufen. So ist das wohl im Leben bei Spätzündern. Meine bei der Handelsmarine erworbenen Eigenschaften halfen mir auch später, in eine Verwaltungslaufbahn einzutreten. Hier bekam ich die Chance, berufsbegleitend noch eine akademische Ausbildung aufzunehmen. Wie wichtig und erforderlich dieser Abschluss war, zeigte sich im Jahr 1993. Der Abschluss war die entscheidende Voraussetzung, um über das Innenministerium des Landes Brandenburg in einem fast zweijährigen Anpassungslehrgang die Befähigung für den höheren nichttechnischen Verwaltungsdienst zu erlangen.

Wurzeln bis Anno 1379

Die Entwicklung in Deutschland ab 1989/90 hatte auch bei mir einschneidende berufliche Veränderungen gebracht. Einige Jahre arbeitete ich auf Bundes- und Landesebene als Referent. Ab Mai 1990 bis Februar 1991 pendelte ich daher oft zwischen Berlin und Bonn. Unvergesslich bleibt mir, als ich mit zwei Abgeordneten im Mai 1990 im Bonner Auswärtigen Amt von Hans-Dietrich Genscher, dem langjährigen und in der Welt hoch angesehenen populären Bundesaußenminister zu einem längeren Gespräch empfangen wurde.
In den Jahren 1992 und 1993 führten mich Arbeitsbesuche überraschenderweise erneut nach Japan, das ich kaum gehofft hatte wiederzusehen, aber auch nach Hongkong, Macau und in die USA.

In der Freizeit beschäftigte ich mich mit der Ahnenforschung. Mit Hilfe westdeutscher Archive gelang es , Helligkeit in das Dunkel der Herkunft meines Vaters Jörgen Robbe zu bringen, der seit 1924 in Lunzenau, später in Hohenkirchen, gelebt und bis 1965 in der Papierfabrik gearbeitet hatte. Da kamen einige Überraschungen zutage. Meine gesamte Verwandtschaft väterlicherseits wohnte in der Bundesrepublik Deutschland, was für mich bis dahin unbekannt war (und den DDR-Behörden auch). In den genealogischen Forschungen fand ich die Wurzeln des anderen Teils meiner Familie heraus, die ich bis Anno 1379 im heutigen Dänemark, Schweden und Schleswig-Holstein belegen kann. Dieses aufschlussreiche Wissen blieb meinem Vater versagt. Er starb fast 87-jährig 1987 in Rostock, wo er die letzten Lebensjahre zufrieden bei der Familie meines Bruders Manfred verbracht hatte.
2003 beendete ich mein Berufsleben, das 1957 von Hohenkirchen aus begonnen wurde.

Wieder Blick auf das Meer

Heute wohne ich mit meiner Ehefrau in einem idyllischen Dorf nahe dem Ostseestrand. Vorher lebten wir zwanzig lange Jahre in Berlin. Unsere Söhne leben und arbeiten heute noch dort. Mein ältester Sohn fuhr auch zur See. Die See hatte ich nie vergessen und „einen Koffer“ an der Küste gelassen. Vom Fenster unseres Hauses schaue ich heute erneut auf das Meer, dem ich so viel verdanke.

Untätigkeit kenne ich nicht. Inzwischen habe ich drei Bücher geschrieben, eines - „Dat vergäten Dörp“ - fand Aufnahme als Kulturerbe in der Deutschen Nationalbibliothek Frankfurt/Main-Leipzig-Berlin und Leser in den USA und Paraguay. Seit einiger Zeit finde ich mehr Gelegenheit, Hohenkirchen und Lunzenau zu besuchen. Dann spaziere ich mit gemischten Gefühlen durch die bekannten Straßen und lange Zeit verblasste Erinnerungen aus der Kinder- und Jugendzeit werden von neuem wach.

Epilog

Dieser Beitrag ist ein persönlicher Erlebnisbericht.

Die aus Hohenkirchen stammenden Rainer Thurmann und mein Bruder waren im ganzen Erwerbsleben Seemann in der Handelsschifffahrt und leben heute bei Rostock.
Horst Lawrenz und Horst Ruschke fuhren ebenfalls viele Jahre zur See. Das Schicksal bestimmte, dass allein Lawrenz und Ruschke wieder nach Sachsen zurückkehrten. Sie waren aber alle, wie ich, „Landratten“, und kamen nicht aus Seefahrerfamilien. Sie könnten wahrscheinlich ähnliche oder andere Geschichten erzählen.

Das neue Buch von Peter Böttger ist diesmal eine Satiresammlung.

Titel

DER PANAMAHUT

und andere Mitteilungen des ostdeutschen Rentenbeziehers Klaus-Rüdiger Mützenhausen

Aus dem Klappentext: Klaus-Rüdiger Mützenhausen, der ostdeutsche Rentenbezieher, Graukopf und Kauz, nimmt seine und andere Altersgruppen aufs Korn, bestraft Dummschwätzer gnadenlos, ist aber selber nicht immer korrekt. Ein fremdes Handy meldet sich oder jemand benutzt den vermeintlich falschen Ausdruck, er wird verrückt. Seine Martha hat es nicht leicht mit ihm. Versöhnlich ist, dass er auch über sich selber schmunzeln oder sogar lachen lässt.
Bernd-Lutz Lange schrieb dazu: „Ich hatte viel Spaß an den Texten. Der Humor kommt mir entgegen, er ist eben aus unserer Region - es gibt schöne heitere, ironische Formulierungen."

Das Buch gibt es übers Internet, z.B. bei amazon und per Bestellung im Buchhandel. 103 Seiten , Preis 8,80 € ISBN : 978-3839-1043-78

Nachbetrachtung zu 60 Jahre Schulabschluss

Rolf Reißig

Ein Jubiläum, das an die Konfirmation und den Grundschulabschluss 1949 in Lunzenau erinnern sollte, war schon etwas Besonderes. Deshalb bekamen die 28 Teilnehmer am 13.9.2009 folgendes Programm geboten:
Vormittags auf Einladung der Kirche ein Gottesdienst, anschließend begab man sich zwecks Einnahme des Mittagsmahles in „Hendlers Restaurant im Grünen" oder zu Gudrun Dehns „Sportlerheim". Dort erwartete uns bereits der Fotograf, um alle Jubilare im Bild festzuhalten. Danach unternahmen wir einen kleinen Stadtbummel bis zum Heimathaus, damit man ein wenig in der Vergangenheit stöbern konnte.

Nach dem gemeinsamen Kaffeetrinken im Sportlerheim fand man endlich Zeit, sich ausgiebig miteinander zu unterhalten, wobei zahlreiche Fotos aus den früheren Jahren die Runde machten und oft für Heiterkeit sorgten.

Trotz aller widrigen Umstände erinnern sich die meisten gern an ihre Kindheit in Lunzenau.

Während der Krieg tobte standen immer weniger Pädagogen zur Verfügung, was im letzten Kriegsjahr zu Unterrichtsausfällen führte, die auch nicht dadurch kompensiert werden konnten, dass man zwei verwundete kriegsuntaugliche SS-Männer als Erzieher einsetzte. Sie griffen zwar mit harter Hand durch, aber ihre Wissensvermittelung beschränkte sich hauptsächlich auf die Verbreitung fanatischer faschistischer Parolen, was aber nichts am Zusammenbruch des Naziregimes änderte.
So wunderte sich auch kaum jemand, als einer der beiden SS-Leute am 15.4.1945 versuchte, den ersten amerikanischen Panzer, der die Muldenbrücke passierte, mit drei Gewehrschüssen aufzuhalten. Das kurze Aufbellen eines Maschinengewehres beendete dieses wahnsinnige Vorhaben.

Zäh und beschwerlich begann schließlich die Wiederaufnahme des Schulunterrichtes nach Kriegsende. Unsere Klasse vergrößerte sich ständig, da zahlreiche Flüchtlings- und Umsiedlerfamilien in Lunzenau und Umgebung eine neue Heimat fanden.
Jetzt waren die sogenannten „Neulehrer" gefragt, die im strapaziösem Studium sich entsprechendes Wissen und pädagogische Fähigkeiten aneignen mussten, um unsere Weiterbildung voranzutreiben. Die bisherigen Lehrkräfte wurden, soweit sie den Krieg überlebt hatten, vom Schuldienst suspendiert. Eine für Lehrer wie Schüler schwierige Zeit, zumal die allgemeine Not der Nachkriegsjahre im Vordergrund stand.

Bis Mittag nahmen wir am Unterricht teil, wo wir als Schulspeisung ein kleines trockenes Roggenbrötchen bekamen und nachmittags betätigten wir uns als Ährenleser, Beerenpflücker und Pilzsammler, um der Hungersnot entgegenzuwirken. Ein Glücksumstand für diejenigen, die bei den Bauern Kühe hüten oder bei der Ernte helfen durften. Gab es doch als Vesperbrot eine große „Fettbemme" und am Wochenende ein ansehnliches Stück Pflaumenkuchen.

Doch auch diese schweren Jahre vergingen und mit dem Abschlusszeugnis verließen wir 1949 die Lunzenauer Grundschule zur Aufnahme einer Lehre oder zum Besuch der Rochlitzer Oberschule (wenn man zugelassen wurde !)

Natürlich wurden bei unseren hitzigen Debatten auch die DDR-Geschichte und die heutige Zeit nicht ausgelassen. So war es verständlich, dass wir noch ein leckeres Abendbrot zu uns nehmen mussten, bevor diese Jubiläumsveranstaltung mit vielen Erinnerungen so langsam ausklang.

„Sächsisch für Entwöhnte“

-Fortsetzung von 2008

bläg'n	schreien
butz'sch	komisch, bei Kindern auch für lustig
debsch	sich dumm anstellen, umständlich
demmeln	herum treten
derheme	zu Hause
derwechen	deswegen
vonderwechen	so geht es nicht
ei-verbibsch	verwundern, sich erfreuen
eschoffieren	aufregen
Fatzke	eiteler Mensch mit Gehabe
fuchs'sch	wild werden
gefressen	das oder den mag ich nicht
gemeene	gemein sein
Granne	herrische, komische Dame
Hitsche	Fußbank
Hudelei	Probleme haben
grudsch'n	langsam sein
langer Luladsch	großer Mann
Transuse	Träumer
vergnus'n	leiden, mögen
verhonebiebelt	verunstalten